# Probeheft.

Neue Folge. Januar 1895. XXXIX. Jahrgang.

Im Auftrag des Basler Missions-Komites herausgegeben von **P. Steiner** in Basel.
**Basel,** Verlag der Missionsbuchhandlung.
Preis für Deutschland Mk. 5; — für die Schweiz Fr. 5.60.
In Amerika zu bestellen bei Rev. G. Berner, 148 Watson Str., Buffalo N.Y. Preis $1.25
**Eingetragen in der deutschen Post-Zeitungspreisliste Nr. 2140.**

☛ **Der Abdruck einzelner Artikel ist nur mit Erlaubnis der Verlagshandlung gestattet.**

ESK 69

# Evangelisches Missions-Magazin.

In Monatsheften zu je 3 Bogen mit Illustr., dazu als Anhang „Bibelblätter."
Preis im Buchhandel u. Postabonnement Mk. 5.
direkt unter Kreuzband franko für Deutschland Mk. 5.—, für die Schweiz Fr. 5.60.

„Diese durch ihr Alter ehrwürdige und um die Verbreitung der Missionskenntnis sehr verdienstvolle Zeitschrift behauptet bis auf diesen Tag in der Missionslitteratur ihren ehrenvollen Platz. Besonders wertvoll ist die Rundschau, welche sich in jedem Heft findet. Dieselbe führt den Leser durch alle Länder der Erde, wo Mission getrieben wird, und orientiert über den Stand derselben und die neuesten Ereignisse. Auch sonst ist der Inhalt ein sehr reichhaltiger und lehrreicher, neue Missionsgedanken und Anschauungen hervorrufend. Außer den schönen Bildern, welche immer in besonderer Darstellung erklärt werden, werden auch gute Spezialkarten von einzelnen Missionsgebieten beigegeben. Möchte dieses Blatt immer mehr Verbreitung finden; es eignet sich besonders zur Lektüre für Gebildete."
(Berliner Missionsfreund 1893, Nr. 3.)

# Der evangelische Heidenbote.

**67. Jahrgang. Monatlich 1 Bg. groß Quart mit Illustrationen.**

Preis Mk. 1.— Kreuzbd. Deutschland Mk. 1.40. — Kreuzbd. Schweiz Fr. 1.50.

**Mecklenburger Sonntagsblatt:** „Beide Blätter (Miss.-Mag. und Heidenbote), die sich einer weiten Verbreitung erfreuen, sind allen Missionsfreunden warm zu empfehlen; sie sind reichhaltig in ihrem Inhalt anschaulich und lebendig in den Berichten von den verschiedensten Missionsgebieten; besonders werthvoll werden die Blätter durch die in beiden sich findenden Bilder, welche die uns sonst so fremden Verhältnisse, unter denen die Mission arbeitet, dem Leser vor Augen rücken."

Für möglichste Bekanntmachung obiger Zeitschriften zur Gewinnung von neuen Abonnenten sind wir dankbar.

**Probe-Nummern von beiden Zeitschriften stehen gratis zu Diensten.**

## Zur Erbauung und Belehrung!

Im Verlag der Missionsbuchhandlung in Basel ist erschienen:

**Aehren aus Gottes Erntefeld.** Geschichten zum Evangelium Johannis. Von W. Haslam 168 S. Mit Titelbild. eleg. broch. Fr. 1.25 = Mk. 1. | geb. in Lwd. Fr. 2 = Mk. 1.60.
„Herzergreifende kurze Zeugnisse von der Macht Gottes an den Menschenherzen..... Wer die Geschichten Haslams in die Hand nimmt, den lassen sie nicht wieder los." (Allg. Schweizer Ztg.)

**Wagner-Groben,** Pfr., **Himmlisches Licht ins irdische Dunkel.** Zeugnisse von Gottes Gnadenführungen mit seinen Kindern. Dritte Aufl. broch. Fr. 2 = Mk. 1.60.
eleg. in Lwd. geb. Fr. 3. | mit Goldschn. Fr. 3.25 = Mk. 2.60.

**Wagner-Groben,** Pfr., **Jakobs Pilgerleben** oder: Menschliche Sünde und Gottes Erbarmen. **Sechste** Aufl. broch. Fr. 2 = Mk. 1.60.
eleg. in Leinwd. geb. Fr. 3 = Mk. 2.40. | mit Goldschn. Fr. 3.25 = Mk. 2.60.

**Wagner-Groben,** Pfr., **Vom Tabor bis Golgatha.** Zum Verständnis der Leidensgeschichte Jesu Christi. (386 S.) Sechste Aufl. broch. Fr. 4 = Mk. 3.20.
eleg. in Lwd. geb. Fr. 5.25 = Mk. 4.20. | mit Goldschn. Fr. 5.60 = Mk. 4.50.

**Wagner-Groben,** Pfr., **Die Macht des Gebets.** Zum Verständnis von Jesu Gebets-Verheißungen. (174 S.) Fünfte Aufl. broch. Fr. 2 = Mk. 1.60.
eleg. in Lwd. geb. Fr. 3 = Mk. 2.40. | mit Goldschn. Fr. 3.25 = Mk. 2.60.

**Pfr. Wagner-Groben.** Sein Leben und Wirken. Von Pfr. E. Hahnemann. Mit Photogr. 183 S. broch. Fr. 2 = Mk. 1.60. | in Lwd. geb. Fr. 3 = Mk. 2.40.
„Die Bücher, die Pfarrer Wagner hat ausgehen lassen, gehören bekanntlich zum Besten, was die christliche Volks- und Erbauungslitteratur aufzuweisen hat, sind auch von der Kritik allseitig überraschend günstig aufgenommen worden..... Die vorliegende Biographie bietet nicht bloß reiche Belehrung; der Lebensgang des Gottesmannes Wagner ist so interessant, daß die Darstellung auch recht eigentlich spannend wirkt. Wir wünschen dem Büchlein allenthalben Eingang in Haus und Familie und nicht zum wenigsten auch in Volksbibliotheken."
(Blätter für christl. Schule 1888. Nr. 51.)

**Wagner-Groben,** Pfr. **Das Jünglingsleben im Lichte des Evangeliums.** Mit Lebensabriß des Verfassers. 5. Aufl. Preis 25 Ct. = 20 Pfg. | eleg. in Lwd. geb. 75 Ct. = 60 Pfg.
„Sehr beherzigenswerte Worte des durch andere Erbauungsschriften bereits rühmlichst bekannten Verfassers über des „Jünglings Ehre und Pflicht". .....Wir halten das Büchlein für Jünglingsvereine und zu Geschenken an Confirmanden aufs Dringlichste empfohlen."
(Schlosser, Christl. Bücherschatz IV. Jahrgang. 1882. S. XVI.)

**Wagner-Groben.** Die **Treue im Dienen** und ihr Lohn. 10 Cts. = 10 Pf.
— **Die Stellung und Aufgabe der christlichen Frau.** Ein Wort an alle Frauen und Jungfrauen. 20 Cts. = 15 Pf.
Zwei köstliche Schriften. Der selige Verfasser verstand es in so ganz besonderem Maße, der Bibel jene praktischen Gedanken abzulauschen, durch welche sie für alle Stände und Geschlechter eine unerschöpfliche Fundgrube der Weisheit wird. Auch die beiden vorliegenden Schriftchen offenbaren diese Gabe und verdienen durch ihren milden Ernst weiteste Verbreitung.
(Monatsbl. für innere Mission, 1893. Nr. 12.)

**Schrenk** E. Das **Jungfrauenleben** im **Lichte des Evangeliums.** Zweite, mit Rücksicht auf Konfirmanden veränderte Auflage. 25 Cts. = 20 Pf. | geb. 75 Cts. = 60 Pf.
„In schlichter, lebensvoller, die besonderen sittlichen Gefahren der weiblichen Jugend taktvoll berührender und für die Bethätigung eines lebendigen Christentums freundlich werbender Weise giebt der Verfasser aus reicher Erfahrung geschöpfte, treu gemeinte Ratschläge für die Erziehung und weitere Ausbildung der Töchter. Die in echt evangelischem Geiste geschriebene Schrift ist christlichen Jungfrauen zur Beherzigung zu empfehlen."
(Litteraturbericht für Theologie.)

**Miescher,** Pfr. **Göttliches** und **Menschliches** im Spiegel der Geschichte Josephs. 20 volkstümliche Betrachtungen 2. Aufl. 184 S. broch. 75 Cts. = 60 Pf. | geb. Fr. 1.50 = Mk. 1.20.

42 Years Amongst the
Indians & Eskimo
Hordea

p 18-28

ÜBERSICHTSKARTE
über das von der
# BASLER MISSION
bearbeitete Gebiet
in der
## CANTON-PROVINZ, CHINA.

Maßstab 1:1.170.000

0 5 10 20 30 40 50 Kilometer

- *Präfecturstädte (FU')*
- *Unterpräfectur-od.Bezirksstädte (TŠU,)*
- *Kreisstädte (Yen')*
- *Märkte (hi,)*
- *od. Unterbeamtensitze*
- *Dörfer od. Dorfgruppen*
- *Evangelische & Katholische Missionsstationen*
- *Stationen der Basler Mission*

*Die mit Missionaren besetzten Stationen sind unterstrichen und zwar die der Basler Miss. blau, die der Rheinischen Miss. einfach, die der Berliner Miss. doppelt, die der Engl. Presbyt. Miss. (Hauptsitz in Swatau) geschlängelt.*

- *Grenze der Provinzen*
- *" " Präfecturen (resp. Unterpräfecturen)*
- *" " Kreise*

*Hinter Bergnamen lies s. = san, tš. = tšon' (beides bedeutet Berg) ù lies = ng, š = sch, ş = sz, eu = ëu, h vor i und y = ch, k, p, t ohne h wie g, b, d, mit h dagegen aspiriert, ph aber nicht wie f, sondern wie einfach p.*

Geograph. Anstalt von Wagner & Debes, Leipzig.

Verlag der Missionsbuchhandlung, Basel.

# Korea.

*

## 1. Das Land. Geschichtliches und Politisches.

Als der amerikanische Missionar Gilmore*) einem Studienfreund mitteilte, er habe im Sinne nach Korea zu gehen, antwortete dieser: Ich habe eine dunkle Erinnerung, daß es weit hinten in Ostasien ein Land dieses Namens giebt, aber ich muß es in meinem Atlas aufsuchen, damit ich doch weiß, wo es eigentlich liegt.

Noch vor wenigen Monaten hätte vielleicht mancher, der sonst in der Geographie nicht ganz unbewandert ist, eine ähnliche Antwort gegeben, denn wenn auch Korea seit bald zwei Jahrzehnten kein verschlossenes Land mehr ist, so haben doch erst die Kriegsereignisse der letzten Zeit allgemeines Interesse dafür erweckt.

Bis vor achtzehn Jahren war Korea thatsächlich unzugänglich für alle Fremden; selbst der chinesische Gesandte, der von Zeit zu Zeit die Hauptstadt Söul besuchte, durfte nur wenige Begleiter mit über die koreanische Grenze nehmen. Seeleute, die an der Küste des ungastlichen Landes Schiffbruch litten, wurden ins Gefängnis geworfen, damit sie nicht heimkehren und in ihrer Heimat etwas über Korea erzählen könnten. Auf drei Seiten vom Meere umspült, die Küste durch Inseln und gefährliche Riffe, der Zugang von der Landseite durch ein hohes Gebirge geschützt, hat das Land bei dem Bestreben, die Fremden fern zu halten, einen Bundesgenossen in den geographischen Verhältnissen gefunden.

Warum aber seit Jahrhunderten diese strenge Abschließung gegen die Außenwelt? Die Antwort giebt uns die koreanische Geschichte, für die es chinesische und japanische Quellen giebt, die bis ins 12. Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung zurückgehen.

*) Verfasser des lesenswerten Buches: Korea from its Capital.

In den ältesten Zeiten war Korea Jahrhunderte lang unter der Herrschaft Chinas, dem es im wesentlichen seine Kultur verdankt und von dem es auch seine Religion bekommen hat. Seit dem 10. Jahrhundert nach Christus ist es ein selbständiges Reich. Nach einer längeren Periode innerer Ruhe und Blüte wurde es wiederholt von chinesischen und japanischen Heeren überschwemmt. Bald wollte eins der beiden ostasiatischen Reiche das Land für sich erobern, bald benützten die eifersüchtigen Mächte den neutralen Boden Koreas, um da ihre Streitigkeiten auszufechten. Dazu kamen noch Raubzüge, die japanische Seeräuber an den Küsten entlang machten. Die Koreaner aber dachten: Wenn unsere Vettern, die Japaner und Chinesen, uns so behandeln, was werden wir erst von fremden Barbaren zu gewärtigen haben? und beschlossen deshalb, daß künftig kein Fremder mehr den Boden ihres Landes betreten dürfe.

Am Ende des 16. Jahrhunderts schloß Korea Frieden mit seinen Nachbarn und blieb seither ziemlich unbehelligt; nur mußte es einen Tribut an China bezahlen. Die Japaner hatten freilich den Koreanern einen dauernden Schaden zugefügt, denn bei ihrem letzten Einfall hatten sie die koreanischen Künstler und Handwerker mit fortgenommen. Die koreanische Industrie hat sich von diesem Schlag nicht wieder erholt.

Seit etwa zwanzig Jahren hat Japan versucht, Korea allmählich von China zu lösen und enger mit sich zu verbinden. Aber erst im Jahr 1876 ließ sich die Regierung von Korea herbei, einen Vertrag mit Japan zu schließen, dem in den folgenden Jahren (1882) Verträge mit den Vereinigten Staaten, mit England, Deutschland, Italien, Rußland und Frankreich folgten. Drei Häfen, Tschimulpo im Westen, Fusan im Süden und Wönsan im Osten, wurden dem Verkehr freigegeben. Auch in der Hauptstadt dürfen sich jetzt Ausländer niederlassen, für den Aufenthalt sonst im Land ist ein besonderer Paß erforderlich. Man könnte sich eigentlich wundern, daß es den Koreanern möglich war, ihr Absperrungssystem so lange durchzuführen. Korea ist nicht ganz halb so groß wie Deutschland und hat 12 bis 15 Millionen Einwohner, ist also recht klein im Vergleich mit seinen mächtigen Nachbarn China und Rußland. Auch Japan ist nach Umfang und Einwohnerzahl bedeutend größer, ganz abgesehen von der

Uebermacht, die ihm seine überlegene Kultur verleiht. Daß die andern ostasiatischen Mächte Korea so lange in Ruhe ließen, kommt daher, daß jede ein Interesse an der Unabhängigkeit des kleinen Landes hat, weil dadurch die Grenzgebiete zwischen Rußland, China und Japan geschützt sind. Korea nimmt in Ostasien eine ähnliche Stellung ein wie die Schweiz in Mitteleuropa.

China behauptet allerdings, Korea sei sein Vasallenstaat, und der König von Korea hat — aus Furcht vor dem mächtigen Nachbar — manches gethan, was diesen Anspruch zu bestätigen scheint. Aber in Wirklichkeit liegen die Verhältnisse doch etwas anders. Wenn auch China in alten Zeiten als der Stärkere über Korea geherrscht und auch noch in neuerer Zeit Tribut von ihm gefordert hat, so weiß man andrerseits, daß verschiedene chinesische Kaiser sich im Sinne der Unabhängigkeit Koreas ausgesprochen haben. So hat man folgendes Kaiserwort aus dem 17. Jahrhundert: „Korea ist ein kleines Land im Osten und steht nicht unter der Botmäßigkeit des Reichs der Mitte."

In der neueren Zeit hat China nicht verhindert, daß Korea wie ein souveräner Staat mit andern Staaten Verträge schloß, ja es hat selbst einen solchen Vertrag mit Korea geschlossen und damit thatsächlich dessen Unabhängigkeit anerkannt. Hinterher hat die Regierung Chinas freilich versucht, durch allerhand Nörgeleien diese Thatsache zu verdunkeln; sie hat sogar gefälschte Abschriften des Vertrags zwischen den Vereinigten Staaten und Korea fertigen lassen, in denen ein ursprünglich nicht vorhandener Artikel, der die Suzeränität Chinas über Korea behauptet, eingeschoben ist; aber dadurch kann der durch die Verträge geschaffene Zustand nicht mehr rückgängig gemacht werden.

Wenn nun auch China keine Herrscherrechte in Korea besitzt, so hat es doch einen starken und sehr unheilvollen Einfluß auf das Land geübt. Der chinesische Gesandte hat bei der Regierung von Korea immer im Sinne einer fortschritt- und fremdenfeindlichen Politik gewirkt. Oft ist das von Natur gutmütige und gastfreundliche koreanische Volk durch Chinesen gegen die Ausländer aufgehetzt worden. Chinesen haben jene auch in China mit Vorliebe erzählten und geglaubten abgeschmackten Fabeln verbreitet, wie z. B. die, daß die Ausländer Kinder raubten und töteten, um aus ihren Augen Arznei zu machen und dgl. Wahrscheinlich ist

dieses Treiben der Chinesen mit schuld an dem gegenwärtigen Krieg, denn Japan, durch dessen Vermittlung Korea dem Ausland geöffnet worden ist, betrachtet sich gewissermaßen als Hüter und Vormund des Landes und will nicht dulden, daß eine andere Macht dessen Unabhängigkeit gefährdet und seinen Fortschritt hemmt.

Es sind jetzt gerade 300 Jahre, daß in Korea ein blutiger, siebenjähriger Krieg zwischen China und Japan ausgefochten wurde. Japan war anfangs siegreich und eroberte die ganze Halbinsel, später aber hatte es Unglück und mußte sich zurückziehen. Keine der beiden Mächte hat diesen Krieg vergessen und im Jahr 1882 wurde die Feindschaft neu angefacht. Damals schickte China Truppen nach Korea, — angeblich, um einem russischen Einfall zuvorzukommen, in Wirklichkeit aber um Koreas Fortschritt in der Civilisation zu hindern. Im Jahr 1884 gab es dann Unruhen, bei denen die chinesischen Soldaten arge Grausamkeiten begingen. Der König von Korea erbat bei der japanischen Gesandtschaft Truppen zu seinem Schutz. Darauf rückte das chinesische Militär vor den Palast und es erfolgte ein blutiger Kampf, in dem die japanischen Truppen den kürzern zogen. Ein paar Monate später schloß der Mikado mit dem Kaiser von China einen Vertrag, in dem beide Teile versprachen, ihre Truppen zurückzuziehen und nicht wieder Militär nach Korea zu schicken, ohne es der andern Regierung anzuzeigen. Nun brach aber im Jahr 1894 eine Empörung im Süden von Korea aus, über die der König nicht Herr wurde. Er bat den Kaiser von China um Hilfe und dieser sandte Truppen, — wie es heißt, ohne dies der japanischen Regierung anzuzeigen. Der liberale koreanische Staatsmann Kim-Ok-Kiun, der an den Unruhen im Jahr 1884 beteiligt war, hatte sich nach Japan geflüchtet und lebte dort bis zum Frühling 1894 als politischer Flüchtling. Da wurde er nach Schanghai gelockt und auf Befehl der koreanischen und mit Erlaubnis der chinesischen Regierung ermordet. Auch seine nächsten Angehörigen wurden niedergemetzelt.

So kam mancherlei zusammen, um den schon lange glimmenden Zündstoff zur Flamme anzufachen. Man mag nun über den gegenwärtigen Krieg und Japans Recht oder Unrecht denken wie man will, aber daß Korea unter japanischem Einfluß besser daran sein wird als unter chinesischem, das dürfte kaum zweifel-

haft sein. Von der evangelischen Mission und ihren Aussichten wollen wir später sprechen; hier sei einstweilen nur gesagt, daß von dem japanischen Einfluß mehr religiöse Duldsamkeit zu hoffen ist, als von dem chinesischen.

Vielleicht steht Korea jetzt an einem Wendepunkt seines Geschicks. In früheren Jahrhunderten haben feindliche Horden mordend und zerstörend in dem armen Land gehaust, aber neue Geschlechter sind statt der vernichteten herangewachsen und haben von neuem gepflanzt und gebaut. Jetzt kommt in friedlichem Gewande die moderne Kultur, und vor ihr können die mittelalterlichen Zustände Koreas nicht stand halten.

Zunächst merkt das Volk nicht viel von den Segnungen dieser Kultur. Die Industrie geht sehr zurück. Die im Haus gewobenen und gefärbten Kleiderstoffe werden von den billigen Baumwollwaren des Auslands verdrängt; ebenso die einheimischen Metallarbeiten von den aus Japan eingeführten. Das aus Rizinusbohnen bereitete Lampenöl weicht einem billigen amerikanischen Erdöl und die leeren Erdölkannen treten an die Stelle einheimischen Geschirrs. Der Reis, das Hauptnahrungsmittel des Volks, steigt im Preis, seit die Häfen für die Ausfuhr geöffnet sind. So verarmt das ohnehin schon arme Volk immer mehr. Die Reichen hingegen werden immer üppiger; sie begehren alle möglichen abendländischen Luxusgegenstände und das Geld dazu erpressen sie von dem Volk. Ein Glück ist nur, daß Schaumwein und andre geistige Getränke zu den teuren ausländischen Waren gehören, so daß das Volk sie nicht kaufen kann und somit wenigstens der Gefahr entgeht, sich von der abendländischen Kultur in erster Linie die Trunksucht anzueignen. Die Koreaner könnten viel wohlhabender sein, wenn sie durch eine vernünftige Regierung dazu angeleitet würden, die Hilfsquellen des an Naturgaben keineswegs armen Landes zu entwickeln. Im Norden und Westen sind die Berge mit herrlichen Wäldern bedeckt. (Im Süden und Osten hat man allerdings die Wälder zerstört.) Was die Berge im Innern hegen, ist noch nicht genügend erforscht, wahrscheinlich aber ist das Land reich an Mineralien, die nur der Hebung harren. Schon jetzt wird — freilich mit ungenügenden Hilfsmitteln und darum in ungenügender Menge — eine sehr gute Antrazitkohle zu Tage gefördert. Außerdem findet man Eisen, Kupfer, Silber, auch Goldstaub.

Manche Teile des Landes haben einen strengen Winter, aber das Klima ist doch gemäßigt und es gedeihen die Früchte der gemäßigten Zone. Korea ist besonders reich an Obst. Das Hauptgetreide ist der Reis. Der Ackerbau ist sehr mühsam, denn die Geräte sind noch von der ursprünglichsten Art. Es ist weit nicht alles anbaufähige Land bebaut.

Von Haustieren hat Korea hauptsächlich sehr kleine Pferde und große, schöne Rinder. Diese werden nur als Lasttiere benutzt, da die Koreaner weder Milch noch Butter gebrauchen.

Die Regierung hat wohl manchmal versucht, etwas zur Hebung von Gewerbe und Landwirtschaft zu thun, aber es blieb bis jetzt immer beim Versuch. So wurde viel Geld ausgegeben, um eine Münze mit europäischen Maschinen einzurichten; aber man prägte nur einige Probemünzen und fing dann wieder an, mit den alten, schwerfälligen Maschinen zu arbeiten. Ein Unternehmen, vernünftig nach Kohlen zu graben, scheiterte an der Eifersucht gegen die Ausländer, die den Bergbau betreiben wollten, und ähnlich ging es mit manchem andern.

Das Heerwesen stand eine Zeitlang unter der Leitung amerikanischer Offiziere. Die Soldaten haben teils moderne, teils noch mittelalterliche Waffen. Die für militärische Zwecke unpraktische koreanische Tracht ist durch eine nach amerikanischem Vorbild hergestellte Uniform von etwas zweifelhaftem Schnitt ersetzt. Noch zweifelhafter ist die Farbe, da der Baumwollstoff unter dem Einfluß von Wind und Wetter bald in allen Schattierungen prangt. Die Truppe macht also keineswegs einen strammen Eindruck.

Im Jahr 1884 wollte sich Korea dem Weltpostverein anschließen. Schon waren die Briefmarken gedruckt, und im Auswärtigen Amt wurde das Ereignis durch ein Bankett gefeiert. Da brach ein Aufstand aus. Er wurde zwar bald unterdrückt, aber unterdessen war der Eifer für den Weltpostverein erkaltet. Die japanische Regierung besitzt und verwaltet jetzt einige Postämter in Korea.

Mit dem bisherigen soll nicht gesagt sein, daß Korea nicht einige wirkliche Fortschritte gemacht habe. Unter diese gehören vor allem, daß es diplomatische Beziehungen zu Amerika und verschiedenen europäischen Staaten unterhält und daß die erbliche Sklaverei abgeschafft ist. Auch des Telegraphen müssen wir ge-

denken, der — nicht zur Freude der kleinen einheimischen Kaufleute — den Handel der großen ausländischen Geschäfte fördert.

Wir müssen auch noch etwas über die Regierung von Korea sagen, aber vorher einen Blick auf ihren Sitz, die Hauptstadt Söul, werfen (das Wort Söul bedeutet Hauptstadt; der eigentliche Name der Stadt ist Kjung-gi-do). Wie das Land Korea noch tief im Mittelalter steckt, so macht auch seine Hauptstadt einen mittelalterlichen Eindruck. Sie mag — die außerhalb der Mauer liegenden Vorstädte eingerechnet — etwa 300 000 Einwohner haben. Die eigentliche Stadt ist von einer 22 bis 30 Fuß hohen und 3 Fuß dicken Mauer umgeben, die, obgleich schon 500 Jahre alt, noch in gutem Stand ist; allnächtlich werden die Thore geschlossen und dann herrscht tiefe Stille in den Straßen. Wer aber doch ausgehen will, thut gut, eine Laterne mitzunehmen, denn eine Straßenbeleuchtung giebts nicht. Söul hat nur drei breite Straßen und auch von diesen sind zwei durch Buden und Läden verbaut. Die andern Straßen waren ursprünglich breit angelegt, mit einem erhöhten Fahrdamm in der Mitte, aber als die Einwohnerzahl sich vermehrte, fingen die Leute an, ihre Häuser in die Straße hineinzubauen. Jetzt sind die Gassen so eng, daß zwei Leute nur mit Mühe aneinander vorbeikönnen. Der König hat drei Paläste in der Stadt, zu denen viele Nebengebäude, Gärten u. s. w. gehören; es ist aber nur einer bewohnt, die andern sind ziemlich verfallen. Auf den Bergen, an die sich die Stadt lehnt, sieht man abends, wenns dunkel ist, nacheinander vier Feuer aufleuchten. Diese Feuer sind die Schlußglieder von Ketten von Feuern, die sich durch das ganze Land ziehen und die dem König von den entferntesten Provinzen die Nachricht bringen, daß alles in Ordnung ist und Friede im Lande herrscht.

Der König ist Selbstherrscher und ernennt seine Minister, die in seinem Namen die Regierungsgeschäfte besorgen. Die Minister haben dann wieder verschiedene Klassen von Beamten unter sich, von denen leider nicht viel Gutes zu sagen ist. Es giebt wohl kaum irgendwo nichtsnutzigere, bestechlichere Beamte als in Korea. Der König mag die besten Absichten haben — die Beamten sorgen meistens dafür, daß nichts Gutes zustande kommt. Er erfährt selten etwas von dem schändlichen Treiben dieser Menschen, denn sie hängen an einander wie Kletten und es wird nicht leicht einer

den andern verklagen, oder es geschehen lassen, daß jemand eine Klage über einen von ihnen vor den König bringt. Seine Majestät soll ohnedies möglichst wenig mit unangenehmen Dingen behelligt werden. Diese Beamten sind hauptsächlich schuld daran, daß die große Masse des koreanischen Volks so arm und träge ist. Die Koreaner haben kein Interesse vorwärts zu kommen und etwas zu ersparen, denn sobald es bekannt wird, daß einer ein kleines Vermögen erworben hat, findet sich ein Beamter, der es ihm unter irgend einem Vorwand abschwindelt oder auch mit Gewalt nimmt. Der Koch von Missionar Gilmore hatte es in seinem Dienst zu etwas gebracht, so daß er zwei Häuser und ein kleines Kapital besaß. Er erklärte aber, er wolle trotzdem immer im Dienst eines Amerikaners bleiben, weil er da denselben Schutz genieße wie die Amerikaner. Andernfalls, sagte er, würde bald ein Beamter kommen und ihn nötigen, ihm eine Summe Geldes zu leihen, würde aber das Entlehnte niemals zurückgeben. Solche Erpressungen, bei denen im Notfall auch Gefängnis und Prügel angewandt werden, sind sehr gewöhnlich. Und es ist nicht nur das Geld, nach dem die Beamten ihre gierigen Hände ausstrecken. Es kommt einem vornehmen Herrn auch nicht darauf an, einem armen Mann seine Frau zu rauben, wenn er gerade Lust dazu hat.

Da nur ein erfolgreiches Examen die Beamtenlaufbahn eröffnet und dadurch einem Mann zu Ehren und Würden verhilft, sollte man eigentlich denken, die Beamten seien die besten Männer der Nation; aber man muß nur wissen, wie es bei diesem Examen zugeht. Die Bewerber dazu kommen von allen Teilen des Landes, oft über tausend an der Zahl, von jedem Stand und Alter, der Jüngling, wie der Greis am Stabe, der unbärtige Knabe, der hoffnungsvoll seinen ersten Gang wagt, und der alte Mann, dessen Hoffnung schon oft getäuscht wurde und der nun noch einen letzten Versuch macht. Da sitzen sie alle auf einer Wiese, hier ein paar ohne Schutz vor der brennenden Sonne, dort einige zusammengedrängt unter einem großen Regenschirm, die Wohlhabenden unter Zelten. Jeder hat einen beinahe meterbreiten, nach einer bestimmten Regel zusammengefalteten Bogen Papier auf dem Schoß und neben sich einen hohlen Stein mit etwas Wasser, um sich die Tusche zu reiben. Als Feder dient ihm ein Pinsel, mit dessen Hilfe er seinen Bogen mit kunstvollen, sorgfältig ausgeführten

Schriftzeichen bemalt. Die Examensfragen sind aus den chinesischen Klassikern genommen, und machen ziemliche Ansprüche an das Gedächtnis, das ja bei der chinesischen Unterrichtsmethode, zum Schaden der andern Geisteskräfte, fast ausschließlich geübt wird. Eine solche Frage kann z. B. lauten: Was sagt Ji-King*) über die Pflichten der Kinder nach dem Tode der Eltern?

Ueber den Erfolg des Examens entscheidet der König, aber natürlich kann er nicht die 1000 oder mehr Arbeiten lesen. So legen ihm die Beamten vor, was ihnen beliebt, und wenn ein Kandidat nicht das Glück hat, ein Sohn oder doch ein Verwandter eines Würdenträgers zu sein, so wird er es, wenn seine Mittel es erlauben, zweckmäßig finden, einem Beamten in die allzeit offene Hand etwas zu drücken, das es ihm erleichtert, die betreffende Arbeit herauszufinden und dem König vorzulegen. Manche reiche Leute schicken auch einen gelehrten Verwandten, der dadurch ein hübsches Stück Geld verdienen kann, an ihrer Stelle ins Examen, und es kommt vor, daß ein gewandter Mann mehrere Examensarbeiten, die er in andrer Leute Namen gemacht hat, in den durch Schranken abgegrenzten Platz wirft, wo die Arbeiten durch die Beamten abgeholt werden. Es giebt ja auch ehrliche Leute, die es verschmähen, durch Betrug ein Amt zu erlangen; manchmal durchschaut auch der König die Ränke seiner Beamten und sieht selbst zum rechten, und besonders bei den Prüfungen für niedere Beamtenstellen gelingt es manchem armen tüchtigen Mann, ein Amt zu bekommen; aber im allgemeinen betreten die Leute ihre Beamtenlaufbahn schon mit einer Unredlichkeit, und Bestechlichkeit und Nepotismus erben sich in den Beamtenkreisen von Geschlecht zu Geschlecht wie eine ewige Krankheit fort.

Kein Wunder, daß sich in dem so jämmerlich regierten Land eine revolutionäre Partei, die Tong-Haks, gebildet hat, die den Sturz des gegenwärtigen Herrschergeschlechts anstrebt. Diese Partei ist übrigens daneben konservativ und fremdenfeindlich und huldigt dem Grundsatz: Korea für die Koreaner. Ein Teil des japanischen Heeres hat kürzlich einen Aufstand der Tong-Haks niedergeschlagen.

*) Ein chinesischer Klassiker.

## 2. Die Koreaner.

Wenn ein Fremder zu der Zeit, wo Korea sich dem Ausland öffnete, dorthin kam mit der Erwartung, in den Bewohnern halbnackte, grausame Wilde zu finden, so wurde er jedenfalls angenehm enttäuscht. Schon bei dem ersten Anblick sieht man, daß die von Kopf zu Fuß sehr anständig, wenn auch nicht gerade anmutig gekleideten Menschen keine Wilden sein können. Eine weite, kurze Jacke, weite, unten durch Gamaschen gehaltene Hosen, ein weiter Mantel mit ungeheuren Aermeln sind die Hauptstücke des Anzugs bei Männern und Frauen. Zu der vollständigen Kleidung eines Mannes gehört auch Geldbeutel, Messer, Tabaksbeutel, Pfeife und Feuerzeug. Alles das trägt er in den Aermeln, die ihm zugleich als Taschen dienen. Der kleine Beamte hat auch noch Fächer, Taschentuch und Schreibzeug darin; ein vornehmer, reicher Mann aber hält es unter seiner Würde, auch nur seine Pfeife selbst zu tragen; dazu hat er ja seine Diener. Die Kleider sind meist aus Baumwollstoff und die vorherrschende Farbe, besonders bei Männerkleidern, ist weiß; bei Frauen sieht man auch blaue, bei Kindern rote und rosa Kleider.

Die Koreaner stehen — und was die Wohnungen anbetrifft nicht mit Unrecht — im Ruf großer Unreinlichkeit; aber in Beziehung auf den Anzug sind sie besser als ihr Ruf. Die weißen Kleider sehen eben bald schmutzig aus, besonders bei den Knaben, denen ein mit schwarzem Fett behandelter Zopf über den Rücken hängt. Aber die Frauen geben sich viele Mühe mit dem Waschen, das eigentlich ihre Hauptarbeit ist. In aller Morgenfrühe geht die Koreanerin, ein Bündel Wäsche auf dem Kopf, hinaus an den nächsten Bach oder Fluß; selbst im strengen Winter, wenn sie das Eis erst aufschlagen muß, läßt sie sich nicht abhalten. Sie taucht die Kleider ins Wasser, schlägt sie mit einem hölzernen Schlegel auf einem Stein, bis sie rein sind, und legt sie dann zum Trocknen aufs Gras. Die trockenen Stücke werden fest um eine hölzerne Rolle gewickelt und mit einem Stock geklopft, bis sie ganz glatt sind. Dieses Bügeln oder Mangen geschieht meistens bei Nacht, und das taktmäßige Klopfen der Bügelstäbe unterbricht zuweilen die nächtliche Stille der Straßen von Söul.

Wollene Kleider besitzen die Koreaner nicht, da es in Korea

keine Schafzucht giebt; dagegen wird neben der Baumwolle auch Seide getragen, sowohl die geringe einheimische, als auch, — von den Wohlhabenden — die japanische und chinesische. Im Winter hat man wattierte Kleider. Die Strümpfe, aus Baumwoll- oder Seidenzeug, sind jederzeit wattiert. Dies ist notwendig, denn die koreanischen Schuhe, seien sie nun von Zeug oder Leder, oder seien es schwere hölzerne Regenschuhe, haben innen so viele Unebenheiten, daß man den Fuß durch ein Polster schützen muß.

Korea ist das Land der Hüte. Es giebt Hüte für gewöhnliche Menschen und für solche, die ein Examen gemacht haben, Hüte für Mönche, für Mandarinen, für Kulis u. s. w., auch besondre Trauerhüte. Diese, sowie die Hüte der Kulis und der Mönche, sind sehr groß; der Rand ist oft mehr als zwei Fuß breit. Manchmal trägt ein Mann zwei Hüte übereinander und bei Regenwetter stülpt er noch ein Regendach von Oelpapier, das in Korea sehr gut hergestellt wird, darüber. Hat er dann auch noch einen Regenmantel von Oelpapier und ein paar feste Holzschuhe, so kann er allen Unbilden der Witterung trotzen. Den langen Zopf schneidet man dem Knaben ab, wenn er ein Mann wird, d. h. wenn er sich verlobt, und das Haar wird dann in einem Knoten auf dem Kopf festgemacht. Die Frauen scheiteln ihr Haar in der Mitte und machen einen hübschen Knoten, den sie im Nacken mit einer Nadel befestigen. Es ist der Ehrgeiz jeder Koreanerin, eine echt silberne Haarnadel zu bekommen, und Mädchen, die bei Ausländern im Dienst sind, verwenden oft den ganzen Lohn der ersten Monate darauf, sich eine solche, oft reich mit Edelsteinen besetzte Nadel zu kaufen. Sehr sonderbar ist die Kopfbedeckung der Koreanerinnen. Sie besteht aus einem grünseidenen Jäckchen, das über Kopf und Gesicht gezogen wird, während die Aermel zu beiden Seiten des Kopfes herunterhängen. Begegnet man auf der Straße einer Frau, was aber während des Tages nur selten vorkommt, so verhüllt sie das Gesicht soviel wie möglich. Freilich, wenn der Begegnende ein Ausländer ist, so wird die Neugierde der Frau stärker sein als ihre Schüchternheit. Wenn er ein Stück weit gegangen ist und sich umsieht, hat die Dame wahrscheinlich wenigstens die Augen freigemacht, damit sie sich den merkwürdigen Mann besehen kann. Noch merkwürdiger ist ihr aber eine Ausländerin, die ungeniert, mit unverhülltem

Gesicht, durch die Straßen geht. In Söul gehen die eingeborenen Frauen oft spät abends spazieren. Etwa um 7 Uhr verkündet das Läuten einer großen Glocke, daß es für den soliden Mann Zeit ist, nach Hause zu gehen; dann werden die Straßen leer und still und die Frauen können ungeniert hinausgehen.

Neugierig sind übrigens in Korea Männer und Frauen. Sie umschwärmen den Fremden, besonders wenn er in einen Laden geht und Einkäufe macht; sie fragen die Diener aus nach der Lebensweise ihrer ausländischen Herrschaft, und ein besonderes Vergnügen ists natürlich, wenn sie einen Blick in das Innere einer europäischen oder amerikanischen Wohnung werfen können. Diese Neugierde kann ja manchmal lästig werden, aber die Fremden können sich im allgemeinen nicht über schlechte Behandlung beklagen. In der Straße weicht der Koreaner dem Fremden höflich aus und wenns irgend etwas zu sehen giebt, so bekommen die Fremden die besten Plätze. Wenn etwa ein Bauer aus der Ferne in die Hauptstadt kommt und der Sitte unkundig einen Fremden unhöflich anglotzt, so wird er von seinen Landsleuten tüchtig ausgelacht und merkt bald, daß er sich blamiert hat. Nirgends in Korea erfährt der Ausländer wie in China eine feindselige oder verächtliche Behandlung, es wäre denn, daß — was hie und da vorkommt — der chinesische Resident eine Verleumdung ausgestreut und eine Fremdenhetze in Scene gesetzt hat. Das Volk ist leichtgläubig und schnell erregt, aber auch leicht wieder beruhigt und überdies ziemlich feig. Da Gewehre und Pistolen nicht in das Land eingeführt werden dürfen, außer für das Militär, so besitzen nur wenige Koreaner Schußwaffen, und ein Ausländer, der im Besitz eines Revolvers oder eines Repetiergewehrs ist, kann sich ziemlich sicher fühlen.

So können die Europäer und Amerikaner in der Hauptstadt Koreas ziemlich angenehm leben, um so mehr, da sie nicht unter einem gesundheitsschädlichen Klima zu leiden haben. Der Winter gleicht einem mitteleuropäischen, der Frühling ist schön, der Herbst noch schöner; unangenehm ist nur die Regenzeit, die von Anfang oder Mitte Juli an ungefähr 6 Wochen dauert. Es regnet da zwar nicht immerfort, aber wenn es regnet, so gießt es gleich in Strömen. Die Luft ist so feucht, daß man fortwährend heizen muß, sonst würde man auch unter Dach nicht im Trockenen sitzen;

die Kleider sind auch immer feucht und müssen von Zeit zu Zeit am Feuer getrocknet werden.

Die Koreaner erkranken oft an Malaria, Cholera und ähnlichen Krankheiten. Daran ist aber nicht das Klima schuld, sondern eine ungesunde Lebensweise. In Söul enthalten — infolge der schlechten Kanalisation in der Stadt — viele Brunnen ungesundes Wasser. Die Ausländer, die in der Wahl der Brunnen vorsichtig sind und das Wasser vor dem Gebrauch filtrieren und kochen, sind den genannten Krankheiten wenig ausgesetzt.

Die große Masse der Bevölkerung Koreas ist mongolischen Stammes, was man an der bräunlichen Hautfarbe, den vorstehenden Backenknochen, den schiefliegenden Augen und dem schlichten, rauhen, schwarzen Haar sieht. Doch findet man auch Leute mit heller Haut und blondem Haar, auch manche, deren Gesichtszüge auf kaukasische Abstammung schließen lassen. Vielleicht sind in vorgeschichtlicher Zeit westasiatische Stämme in Korea eingewandert. Eine helle Hautfarbe ist sehr geschätzt, deshalb tragen die Koreanerinnen eine dicke, weiße Schminke auf.

Die koreanischen Männer sind etwas größer als die Japaner und sehen kräftiger aus; die Frauen hingegen sind sehr klein. Das kräftige Aussehen der Koreaner ist aber trügerisch. Sie sind bei der Arbeit wenig leistungsfähig und ermüden bald. Die Ernährung ist auch mangelhaft. Arm wie die Leute meistens sind, leben sie hauptsächlich von Reis; ist dieser aber einmal knapp, so macht sich der Koreaner nichts daraus, hie und da einen Tag nur von rohen Gurken zu leben.

Die koreanische Sprache gleicht in ihrem grammatischen Bau dem Japanischen, sie hat aber einen ganz andern Wortschatz. Ihr Lautbestand gleicht dem des Sanskrit, aus dem auch das koreanische Alphabet stammt. Die Gelehrten sind noch nicht einig darüber, ob das Koreanische zu den agglutinierenden oder zu den flektierenden Sprachen gehört, d. h. ob die Formen durch Zusammensetzen von Wörtern oder durch Anhängen von Silben gebildet werden. Darin sind aber alle einig, daß das Koreanische sehr schwer zu erlernen ist.

Eine besondre Schwierigkeit für den Fremden bilden die verschiedenen Formen der Anrede. Als man in Deutschland bei der Anrede noch die Wahl hatte, nicht nur zwischen Du und Sie,

sondern auch zwischen Ihr, Er und dem Sie der Einzahl, mag etwa ein Engländer in Deutschland ähnliche Schwierigkeiten gehabt haben, wie jetzt der Ausländer in Korea, nur daß hier die Unterschiede der Anrede noch viel mehr ausgetüftelt sind und daß sie sich nicht auf das Fürwort beschränken, sondern auch das Zeitwort in Mitleidenschaft ziehen. Im allgemeinen hängt man eine um so längere Endung an das Zeitwort, je vornehmer die angeredete Person ist; aber wenn man mit dem König spricht, schiebt man eine Silbe zwischen den Stamm und die Endung des Zeitworts ein.

Der Neuling macht oft recht komische Fehler. So wollte ein Ausländer einen ihn besuchenden Koreaner höflich bitten, vom Pferd zu steigen und einzutreten. Statt dessen befahl er ihm in gebieterischem Ton, abzusteigen und hereinzukommen. Umgekehrt pflegte eine Dame mit ihren Dienstboten in der höflichsten Form zu reden. Wenn sie z. B. wünschte, daß der Diener den Kohleneimer bringe, so gebrauchte sie Worte, die auf deutsch ungefähr lauten würden: Wollen Sie sich nicht gütigst so tief herablassen und den Kohleneimer bringen.

Für den Verkehr mit dem Volk ist es sehr wichtig, die richtige Anrede zu brauchen. Wenn z. B. ein Reisender seine Träger in der Form anredete, die man gegen Gleichstehende gebraucht, so würden ihn die Kuli als ihresgleichen ansehen und es an der nötigen Achtung fehlen lassen; seine Standesgenossen aber wären beleidigt, wenn er ihnen in der Anrede nicht mehr Höflichkeit erwiese als den Kulis.

Zum Glück sind die Koreaner selbst von der Schwierigkeit ihrer Sprache überzeugt und wundern sich viel mehr, wenn ein Europäer oder Amerikaner das Koreanische gut spricht, als wenn er Fehler macht. Wenn es dann nur mit dem Erlernen des Koreanischen gethan wäre! Wer aber, nachdem er dessen Schwierigkeiten überwunden hat, denkt, er sei nun geborgen, wird jedenfalls sehr enttäuscht sein, denn er wird finden, daß man, um Koreanisch zu können, auch Chinesisch verstehen muß. Das Chinesische spielt in Korea ungefähr dieselbe Rolle, wie in Europa im Mittelalter das Lateinische. Es giebt wohl koreanische Bücher, aber die höhere Litteratur, alles was auf Klassicität Anspruch macht, ist Chinesisch, ebenso die ganze wissenschaftliche Litteratur. Jeder, der für gebildet gelten will, muß Chinesisch lesen und schreiben können, und

ein solcher will natürlich auch seine Bildung im mündlichen Verkehr dadurch zeigen, daß er seine Muttersprache durch eingestreute chinesische Brocken verschönt, wie es bei uns früher die Gelehrten liebten, zuweilen etwas Latein in die deutsche Rede einzuflechten. So muß sich der Ausländer, der mit allen Schichten des Volks verkehren will, auch mit dem Chinesischen vertraut machen.

(Schluß folgt.)

## Eine japanische Sekte.

Während das Christentum in Japan immer größere Kreise gewinnt und im Verein mit der eingedrungenen abendländischen Kultur neue Ideen, neue Verhältnisse im ehemals verschlossenen Inselreich geschaffen hat, sucht sich auch das Heidentum zu neuer Kraftentfaltung aufzuraffen. Dies geschieht nicht allein von seiten des Buddhismus, von dessen Reformbestrebungen wir im Missions-Magazin 1892, S. 495 berichtet haben, sondern auch der nationale Schintoismus, die alte Staatsreligion Japans, ist nicht unberührt geblieben von dem neuen Geist, der die Gemüter des Volkes nach und nach ergriffen hat. Japan kann und will nicht auf der Stufe der Vorzeit stehen bleiben, es will fortschreiten — auch auf religiösem Gebiet.

Als eine solche fortschrittliche Bestrebung ist wohl die Entstehung einer religiösen Sekte anzusehen, die aus dem Schintoismus, dem alten Heroendienst der Japaner, hervorgegangen ist und den Namen Tenrikyo führt. Der amerikanische Missionar Porter schreibt darüber in Church at home and abroad:

Tenrikyo ist der Name einer neuen Religionssekte, die besonders unter der Bauernbevölkerung Japans sehr volkstümlich zu werden beginnt. Obschon es kaum zehn Jahre her sind, daß man zum ersten Mal auf diese Erscheinung aufmerksam wurde, soll sie doch schon über zwei Millionen Anhänger zählen. Gründer der Sekte ist eine Frau, die vor etwa 40 oder 50 Jahren lebte und Omili hieß. Nach der Aussage ihrer Verehrer soll sie eine Reihe von Offenbarungen gehabt haben, ja sogar eine Art von Menschwerdung der Gottheit gewesen sein. Der Gott der Sekte, Tenrio, ist eine Vereinigung von 10 Gottheiten, wozu besonders die Sonne, der Mond

und eine ganze Auslese der alten Götter der Schinto-Mythologie gehören.

Sonne und Mond werden als die höchsten Schöpfer des Weltalls angebetet, und es gab eine Zeit, da diese beiden Wesen allein existierten und in der See ihren Wohnsitz hatten. Erst als sie sich vornahmen, den Menschen zu erschaffen, entdeckten sie zwei weitere Wesen, von deren Existenz ihnen bis jetzt nichts bekannt gewesen war. Es war dies ein weißer Drache und eine Frau. Wie diese ins Dasein getreten seien, darüber verlautet nichts. Von diesen beiden Wesen entlehnten die Schöpfer das Modell für den Leib des Menschen, waren aber in großer Verlegenheit, wie sie ihm auch eine lebendige Seele geben sollten. Sie kamen schließlich auf den glücklichen Ausweg, 999 999 999 Breitlinge (Fische) zur Herstellung der Seele zu benützen.

So absurd diese Schöpfungsgeschichte klingt, so findet diese Religion doch eine sehr rasche und ausgedehnte Verbreitung — allerdings nur unter den unwissenden Klassen der ländlichen Bevölkerung. Was ihr aber besonders Anhang verschafft, ist der Umstand, daß sie auch Buße und Vergebung der Sünden lehrt und es mit der Moral weit strenger nimmt als der Buddhismus und der Schintoismus. Ihre Anhänger stellen deshalb den Tenrikyo hinsichtlich seiner Sittenlehre auf dieselbe Stufe wie das Christentum, nur mit dem Unterschied, daß sie ihn noch für höherstehend halten als letzteres, da er toleranter sei und andere Glaubenslehren zulasse. Ebenso lehren die Anhänger der Sekte, daß die Sünde verunreinige und daß sie eine geistliche Reinigung erfordere. Daher auch ihr häufigstes Gebet zu ihrem Gott Tenrio: Ashiki wo harel = nimm meine Sünden hinweg! Während sie diese Gebetsformel fortwährend wiederholen, machen sie mit den Händen, deren innere Flächen nach außen gekehrt sind, die Gebärde des von sich Stoßens. Dann wendet man die Handflächen nach innen, bewegt sie nach der Brust zu und spricht das Gebet: Kigomi tamae! d. i. mache mich rein!

Der Tenrikyo oder die „Lehre von der himmlischen Wahrheit" ist aber auch, wie sich denken läßt, mit allerlei Aberglauben verbunden und gewinnt besonders dadurch an Popularität, daß er „Glück" verheißt und Schutz in mancherlei Gefahr zu bieten vorgiebt. Er weiß Mittel anzugeben, um aus Krankheitsnöten zu retten und vor Erdbeben, Feuers- und Pestilenzgefahr zu schützen. Ja, er lehrt sogar etwas wie eine Art Glaubensheilung. So kam kürzlich, erzählt Miss. Porter, ein armes Weib zu einem der Priester und klagte ihm, daß sie sich in großer Not befinde und nichts zu essen habe; er solle ihr doch helfen. Der Priester sprach sein Befremden

aus, daß sie ihn nicht schon eher aufgesucht habe und schrieb ihr schließlich ein Gebet vor, das sie so und sovielmal wiederholen solle, worauf ihr geholfen sein werde. Dabei erzählte er ihr von einem Mann in Nagoya, wie dessen Gebete in gleicher Weise erhört worden seien. Während er noch sprach, erschien eine andere Frau mit einem kranken Kind und ging ihn um seine Hilfe an. Mit dem Versprechen, das Kind ungesäumt gesund zu machen, schrieb er ihr ebenfalls eine Gebetsformel vor und gab ihr ein Kraut, dessen Abkochung sie als Medizin benützen sollte. Beide Frauen gingen glücklich und getrost fort. Aerzte behaupten, daß manche Leute dieser Richtung nicht selten nur deswegen sterben, weil sie sich standhaft weigern, die geeigneten Arzneimittel zu nehmen und sich lieber auf das Gebet des Glaubens verlassen.

Bei ihren Gottesdiensten spielt allerlei Spektakel und Musik eine große Rolle. Auch werden unter Trommelschlag und Pfeifenklang allerlei Tänze aufgeführt. Sehr anzuerkennen ist die Mildthätigkeit, die unter ihnen zu herrschen scheint. Vor einem Jahr fand eine Versammlung dieser Leute statt, zu der etwa 20 000 Personen zusammengekommen waren. Bei dieser Gelegenheit wurden viele hunderte von Säcken mit Reis unter die bedürftigen Mitglieder der Sekte landauf, landab verteilt. Als ein Zweig des Schintoismus ist der Tenrikyo von der Regierung Japans staatlich anerkannt, wird aber von den buddhistischen Priestern, deren Ansehen und Einfluß durch ihn sehr geschädigt wird, bekämpft und verfolgt.

Die Entstehung und rasche Verbreitung dieser Sekte giebt zu denken. Erstlich muß es einen wundernehmen, daß eine solche Religionsgemeinschaft, die auf dem Boden heidnischen Aberglaubens erwachsen ist, sich im heutigen Japan überhaupt nur halten kann. Aber man darf nicht vergessen, daß trotz allen Fortschritts, der sich in Japan seit zwei oder drei Jahrzehnten Bahn gebrochen hat, doch ein sehr großer Teil des Volkes wenig oder gar nicht mit der neuen Kultur und Civilisation in Berührung gekommen ist. Ja, die überwiegende Masse der Bauernbevölkerung und der ungebildeten Kreise auf dem Lande stehen in Wirklichkeit noch immer auf derselben Bildungsstufe wie vor einigen Jahrhunderten. Sie sind fleißig, gewerbthätig und rechtschaffen, aber äußerst abergläubisch.

Ferner muß man sich fragen, ob diese Erscheinung nicht eine der mancherlei Anzeichen sei, die darauf schließen lassen, daß die alten heidnischen Religionen Japans sich überlebt haben und in der Auflösung begriffen sind. Es unterliegt keinem Zweifel: Der Buddhismus hat in der That an Ansehen und Achtung unter dem Volk sehr verloren und zwar hauptsächlich wegen der Sittenlosigkeit seines

Priesterstandes. Letzterer Umstand wird im ganzen Lande aufs tiefste empfunden und beklagt. Somit wird man wohl annehmen dürfen, daß der Tenrikyo ein aus dem Volk hervorgehender Versuch ist, eine sittliche Erneuerung, eine Reformation in dieser Richtung hervorzurufen.

Schließlich drängt sich aber auch die Frage auf: Ist damit nicht ein wichtiges Feld für die christliche Missionsthätigkeit unter dieser Klasse von Leuten gegeben? Wohl hat das Christentum unter dem Mittelstand des Volks — von der Studentenschaft an bis zum Kaufmanns- und Militärstand — eine weite Verbreitung gefunden; aber unter der Ackerbau treibenden Bevölkerung und unter den niederen Volksklassen Japans ist bis jetzt leider nicht viel in dieser Hinsicht geschehen. Hier steht ohne Zweifel der Mission noch ein weites Gebiet offen unter einer Bevölkerung, die für das Evangelium zugänglich ist und wo die Arbeit voraussichtlich nicht ohne Erfolg wäre.

# Zweiundvierzig Jahre
## unter den Indianern und Eskimo.

Bilder aus dem Leben und Wirken des Missionsbischofs J. Horden.*)

### 1. Nach Hudsonia.

Es war im Jahr 1670, daß einige Engländer von König Karl II. das Privilegium für den Handel in den Hudsonbai-Ländern erhielten. Die Kompagnie, mit einem Gouverneur an der Spitze, bestand damals nur aus etwa neun oder zehn Kaufherren. Der Handel bestand ausschließlich im Erwerb von Pelzwaren, die man von den Indianern jener öden und fast ganz unbekannten Gegenden Nordamerikas gegen englische Waren eintauschte. Die Kompagnie errichtete da und dort befestigte Plätze und legte eine kleine Garnison von schottischen Hochländern und Norwegern in dieselben. Für Engländer war das Klima zu rauh und die tägliche Nahrung zu schlecht. Die einzelnen Forts oder Posten lagen zirka 100 bis 200 englische Meilen von einander entfernt. Hier stellten sich dann jedes Früh-

*) Nach: Forty-two years amongst the Indians and Eskimo. Pictures from the life of the Right Rev. John Horden, first Bishop of Moosonee. By Beatrice Batty. Rel. Tract Soc. London.

jahr die Indianer mit ihrem erbeuteten Pelzwerk ein, gegen das sie Flinten, Munition, Tierfallen, Kochkessel, Aexte, wollene Decken und andere Gegenstände einhandelten.

Zu einer dieser Handelsstationen, nach dem am Südende der Hudsonbai gelegenen Moose Fort, zog im Jahr 1851 der Missionar und spätere Bischof J. Horden im Dienst der englisch-kirchlichen Missionsgesellschaft aus. Begleiten wir ihn auf seiner Fahrt dahin.

Unser Schiff, so schreibt er, das wir am 6. Juni 1851 in Gravesend bestiegen, war gut gebaut, mit doppelten Wänden und vorn am Bug mit gewaltigen Eisbrechern versehen. In Stromneß nahmen wir außer einigen Frachtgütern noch eine Anzahl Leute der Hudsonbai-Kompagnie an Bord. Es war eine überaus langweilige Fahrt. Auf der ganzen Seereise bekamen wir nur ein einziges Segelschiff in Sicht. Endlich erreichten wir die in die Bai führende Hudsonstraße. Wir hatten bisher sehr viel Nebel gehabt; jetzt erhob sich derselbe, die Sonne brach durch die Wolken und das prächtigste Rundgemälde stand vor unseren Augen. Wie ein Spiegel lag die unendliche See vor uns. Da und dort erhoben sich aus ihr die in der Sonne blinkenden Eismassen, die dem Strome folgend, dem Meere zutrieben. Zu beiden Seiten, aber in ziemlicher Entfernung, zeigte sich wild und wie erstorben einiges Land. Kein Baum, kein Strauch, kein Grashalm war zu erblicken, nur Klippen und felsige Berghöhen mit Schneemassen bedeckt — ein Land der Einöde und des Todes. Der Kapitän wurde jetzt besorgt; denn nun begannen erst recht die Gefahren der Seereise. Ein etwa 8—9 Fuß hohes Gestell wurde an Deck als Auslug errichtet, auf dem die Schiffsoffiziere beständig auf- und abgingen. Ebenso stand Tag und Nacht ein Mann am Bugspriet auf Wache und doch erhielten wir ab und zu solche Stöße, daß die Schiffsglocke ertönte und wir in beständiger Furcht und Aufregung waren.

Wir hatten etwa den halben Weg durch die Hudsonstraße zurückgelegt, als wir die ersten Bewohner dieser traurigen Gegenden zu Gesicht bekamen. Es waren Eskimo, die uns ihr „Tschimo!" (Willkommen!) zuriefen. Eine Anzahl von niedlichen Kanoes, in denen je ein Mann saß, steuerte auf uns los. Ihnen folgte ein großes Boot voll Weiber und Kinder. Sie kamen längsseit des Schiffes und brachten Seehundsfelle, Walfischspeck, Fuchsfelle, Fischbein und Walroßzähne, die sie gegen Nadeln, Nägel und Eisenwaren austauschten. Diese Leutchen waren überaus schmutzig und trugen Röcke aus Seehundsfellen, Beinkleider aus Hundefellen und Stiefeln aus gutgegerbtem Seehundsleder. Männer und Frauen trugen sich gleich, nur daß die letzteren ein langes Ende, wie einen Schweif, hinten

am Rock herunterhängen hatten und eine Kapuze auf dem Rücken, in der ein kleines Kind steckte.

Wieder wurden die Segel gehißt und nach zwei oder drei Tagen hatten wir die Straße passiert. Wir waren nun in der Hudsonbai; aber die Gefahr war damit noch nicht vorüber. Im Gegenteil, die Schwierigkeiten sollten nun erst recht beginnen. Vor uns, soweit das Auge reichte, war nichts als Eis und wieder Eis zu sehen. Rings um uns her türmten sich Eismassen auf. So verging ein Tag nach dem andern und unsere Aussichten wurden immer trüber. Die Kälte stieg aufs höchste. Die Matrosen spielten Fußball auf der Eisfläche. Die Tage verstrichen und nahezu drei Wochen war das Schiff vom Eis eingeschlossen. Endlich kommt Bewegung in die Eismasse, sie öffnet sich und das Schiff wird klar. Alle Mann sind an Deck. Eiligst werden die Segel gehißt. Wohl kracht es auf allen Seiten, während sich das Schiff den Weg durch die Eisschollen bahnt, aber bald sind wir erlöst und in offener See.

Wenige Tage später, als eben der Abend hereinbrach, war große Geschäftigkeit an Bord. Wir näherten uns dem Ort unserer Bestimmung und um Mitternacht verkündete Kanonendonner, daß wir vor Anker lagen, nur wenige Meilen von Moose Fort entfernt.

## 2. Der Arbeit Anfang.

Horden und seine Frau waren nichts weniger als enttäuscht von dem Bild, das ihnen Moose Fort und seine nächste Umgebung darbot. Es war keineswegs die nordische Einöde, die sie erwartet hatten. Die kleine Kirche, die Reihen niedlicher Blockhäuser, die sich an den Ufern des Moose-Flusses hinzogen, gaben dem Platz fast das Aussehen eines englischen Dorfes. Alles überragend erhob sich malerisch das alte mit Schießscharten versehene Fort, das ehemals zum Schutz gegen die Angriffe der Indianer diente, jetzt aber nur noch als Warenhalle benützt wurde. Pappeln, Fichten und Wachholdersträuche bildeten den grünen Hintergrund. Die ganze Ansiedlung gewährte einen recht lieblichen Anblick, während die Ankömmlinge nur ein unfruchtbares und ödes Gestade erwartet hatten.

Horden wurde mit herzlicher Freude von den Ansiedlern willkommen geheißen, denn schon ein volles Jahr waren dieselben ohne Lehrer. Er fühlte sich auch sogleich heimisch unter den Indianern und ging mit Eifer an die Erlernung ihrer Sprache. Aber was für Schwierigkeiten bot dieselbe! Griechisch und Latein sind nur Kinderspiel im Vergleich mit Sakehao und Ketemakalemao, meinte

Horden. Doch es galt, möglichst bald den Indianern das Evangelium in ihrer eigenen Sprache zu predigen, Grund genug, um sich durch nichts abschrecken zu lassen. Jede Woche übersetzte er mit Hilfe eines Dolmetschers ein Stück aus dem kirchlichen Gebetbuch und las es so lange durch, bis es ziemlich im Gedächtnis saß. Am nächsten Sonntag wurde die Uebersetzung beim Gottesdienst benützt. Das Vaterunser und ein paar kirchliche Lieder fand er bereits übersetzt vor. Bibelabschnitte und Predigten wurden mit dem Dolmetscher Satz für Satz durchgegangen. In den Zelten der Indianer lauschte er aufmerksam den Erzählungen der letzteren und schrieb sich die Worte und Redewendungen auf. Zugleich trieb er allerlei Sprachübungen mit einem jungen Indianer, der etwas Englisch verstand. So kam der unermüdliche Mann in seinen Sprachstudien ziemlich rasch, wenn auch mühsam, voran, und groß war seine und der Indianer Freude, als er nach acht Monaten keines Dolmetschers mehr beim Gottesdienst bedurfte. Ja, kaum war ein Jahr verflossen, da dolmetschte er die Predigt von Bischof Anderson, die dieser den Indianern zu Albany hielt.

Doch ehe wir Horden weiter in seiner Arbeit in Moose Fort beobachten, ist es vielleicht von Interesse, etwas über seinen bisherigen Lebensgang zu hören, und wie er dazu kam, als Missionar nach Hudsonia zu gehen.

Horden wurde am 20. Januar 1828 zu Exeter in England in sehr bescheidenen Verhältnissen geboren, einfach erzogen und schon in seiner Kindheit zu einem Handwerk bestimmt. Er wünschte zwar sehnlichst zu studieren, aber die dürftigen Verhältnisse seiner Eltern ließen es nicht zu. Sein Vater, ein Drucker, gab ihn einem Schmied in die Lehre. Auch der Wunsch, einmal Missionar zu werden, fand keinen Anklang bei den Seinigen. So erlernte er das Schmiedehandwerk, ließ aber keine Gelegenheit vorübergehen, sich weiterzubilden. Er las viel, besuchte die Bibelleseſtunden am Abend und beteiligte sich an der Sonntagsschule. Als endlich seine Lehrzeit abgelaufen war, vertauschte er den Ambos mit dem Schreibpult. Er erhielt nach einiger Zeit den Posten eines Unterlehrers in einer Knabenschule. Nun war er unabhängig und meldete sich bei der englisch-kirchlichen Missionsgesellschaft als Laienmissionar für Indien. Er wurde angenommen, aber mit dem Bescheid, daß er noch warten solle, bis sich ein geeigneter Posten für ihn aufthun werde. Das könne aber noch zwei bis drei Jahre währen. Zum geduldigen Warten war er gerne bereit; doch sollte seine Geduld nicht lange auf die Probe gestellt werden. Die Missionsgesellschaft erfuhr um jene Zeit, daß die Wesleyaner sich von der Hudsonbai zurückgezogen hätten und Moose

Fort ohne Lehrer sei. Das war ein Platz für den jungen Horden. Sogleich telegraphierte man und berief ihn für dort. Hudsonbai war freilich nicht Indien; aber er sagte zu. Es hieß: es sei besser, daß er verheiratet auszöge und zwar müsse er in drei Wochen zur Abreise fertig sein. Eine gleichgesinnte Gattin war bald gefunden, die nötige Ausrüstung beschafft und zur gegebenen Zeit schiffte sich das junge Paar nach Hudsonia ein. Ein Jahr später erhielt er von Bischof Anderson in Fort Moose die Ordination zum Predigtamt. So stand er nun als Seelsorger und Lehrer an der kleinen Gemeinde von Moose Fort und waltete mit Treue und Hingebung seines Amtes.

Das Heim, das er mit seiner Familie bewohnte, war freilich sehr einfach. Die Wände waren nur aus rohem Fichtenholz gezimmert; aber es war eine traute Stätte. Das Häuschen lag inmitten eines Gartens, in welchem neben Kartoffeln, Rüben, Erbsen und etwas Gerste auch einige Blumen blühten; denn solche kommen immerhin noch dort vor. Besonders aber fanden sich Moosarten in reicher Fülle, und prächtige Baumgruppen bestanden eine Insel, die nur wenige Minuten von Hause entfernt lag. Während des Winters war es allerdings ein recht einsames Dasein. Da waren es außer der Familie des Missionars und etwa drei oder vier Beamten der Handelskompagnie nur noch einige kranke und alte Indianer und eine Anzahl Kinder, die in der Niederlassung lebten. Hordens Beschäftigung in dieser stillen Zeit bestand dann im Schulehalten, Uebersetzen und in allerlei Bauarbeiten. So baute er im Lauf der Jahre ein neues Schulhaus, eine Kirche und ein Wohnhaus. Nach der Mahlzeit war er stets an der Hobelbank zu finden, oder mit Hammer und Säge beschäftigt. Am Abend unterrichtete er einige junge Leute, die er sich zu Gehilfen heranziehen wollte.

Je stiller aber diese Zeit war, umsomehr Anforderungen stellte der kurze Sommer an den jungen Missionar; denn da galt es, eine Reihe von Indianerplätzen und Handelsniederlassungen zu besuchen, die hunderte von Meilen auseinander lagen und nur unter den größten Strapazen erreicht werden konnten.

---

### 3. Leben in Moose Fort.

Die vier Jahreszeiten werden in der Sprache der Indianer Sekwun, Nepin, Tukwaukin und Pepua genannt. Ersterer, der Frühling, nimmt erst Mitte oder Ende Mai seinen Anfang, wenn im Fluß das Eis aufzubrechen beginnt. Die Vegetation erscheint dann mit einem Schlag. In wenigen Tagen sind die Büsche grün

und in kurzer Frist stehen Flur und Waldung in ihrem Sommergewand da. Der Eisgang bringt aber auch bisweilen große Nöten mit sich. So erlebte die Niederlassung im Jahr 1860 eine fürchterliche Ueberschwemmung, die um so größere Verheerungen anrichtete, als die ganze Gegend um Moose Fort durchweg flach ist. Horden baute eben seine neue Kirche, deren Fachwerk bereits aufgerichtet war. Eines Sonntags Morgen wurde sie etwa eine (engl.) Meile weit hinweggeschwemmt und mußte mit Seilen, Hebebäumen und anderen Hilfsmitteln wieder an ihren früheren Standort zurückgezogen und hier befestigt werden. Als sich das Wasser wieder verlaufen hatte, fand Horden seinen Garten mit mächtigen Eisblöcken bedeckt, unter denen sich die Kartoffeln noch in der Erde befanden. Besonders schlimme Folgen aber kann eine solche Ueberschwemmung für die Indianer haben, wenn dadurch die Kaninchen, auf die sie hinsichtlich der Nahrung zum Teil angewiesen sind, massenhaft ihren Untergang finden. Das bringt die armen Leute oft in die äußerste Not, wenn es ihnen nicht gelingt, sich auf andere Weise vor dem Hungertode zu schützen.

Nepin, der Sommer, ist sehr veränderlich; bald außerordentlich warm, bald auch sehr kalt, wobei der Uebergang von einem Extrem ins andere sich ungemein rasch vollzieht. Die warme Temperatur bringt dann eine Unzahl von Moskitos und Sumpffliegen mit sich, die äußerst lästig sind. Dies ist auch die Jahreszeit, in der der Missionar gewöhnlich seine Reisen unternimmt, denn da kommen von allen Seiten die Indianer in ihren Kanoes zu den Handelsplätzen und bringen das im Winter erbeutete Pelzwerk zum Verkauf. Jedermann lebt dem Geschäft. Und neigt sich der kurze Sommer zu Ende, so langt auch das Schiff an, nach dem man schon lange mit Verlangen ausgeschaut hat und von dem so vieles abhängt. Es bringt die Vorräte fürs kommende Jahr: Mehl, Thee, Bekleidungsstücke, Bücher — kurz alles, ohne das der Europäer im hohen Norden nicht leben kann.

Der Herbst ist meist sehr stürmisch und rauh. Hagelwetter und Schneestürme sind nichts Seltenes. In dieser Zeit jagen die Indianer wilde Gänse, salzen sie ein und legen sie in Fässer für den Winter. Wenn dieser dann einzieht, haben sich die Indianer alle nach ihren Jagdgründen begeben, von wo sie erst im Frühling wieder zurückkehren.

Horden hatte ein sehr großes Gebiet zu bedienen, groß wenigstens was die Entfernungen betrifft, in denen die dazu gehörigen Plätze lagen. Um diese zu besuchen, gab es unsagbare Schwierigkeiten, Strapazen und Entbehrungen zu ertragen; denn ungeheure Strecken pfadloser Wildnisse dehnten sich zwischen den einzelnen Posten

aus, Einöden, die von Flüssen und Stromschnellen durchschnitten und von unabsehbaren Flächen Waldes ohne Weg und Steg bedeckt sind. Dazu kamen noch die entsetzlichen Stürme, die das Reisen oft ernstlich gefährdeten. Letzten Herbst, schreibt einmal Horden, unternahm ich eine Reise nach Kewuguniſſe. Es liegt 430 engl. Meilen entfernt, und auf dem ganzen Wege sah ich weder ein Zelt, noch eine Hütte, noch irgend ein menschliches Wesen, bis ich in der Nähe des Platzes anlangte. Es war, als ob ich durch ein vergessenes Land reise. Da sah man die ausgedehntesten Waldungen in strotzender Lebenskraft, aber auch Tausende von Baumstämmen, die erstorben waren und vermoderten. Ich erblickte majestätische Wasserfälle und hatte über tosende Stromschnellen hinunterzufahren; es gab endlose Strecken zurückzulegen und Tag für Tag schlug ich mein kleines Zelt in diesen unbewohnten Gegenden auf, ohne auch nur einmal ein neues Gesicht zu erblicken. In diesem ganzen weiten Bezirk, den ich durchreiste, jagen vielleicht nur ein Dutzend Indianerfamilien während des Winters. Und dabei gewährt ihnen derselbe bisweilen nicht einmal den allernötigsten Unterhalt; denn das Getier wird immer seltener durch die großen Waldbrände und so haben die armen, auf die Jagd angewiesenen Indianer oft den entsetzlichsten Mangel zu leiden. Ich habe hievon die traurigsten Beispiele erlebt. Da kam kürzlich ein Mann daher, hohlwangig und abgezehrt, der den Winter zuvor alle seine Kinder, sechs an der Zahl, verloren hatte. Fast alle waren aus Mangel an geeigneter Nahrung, mit der sie den quälenden Hunger zu stillen gesucht hatten, gestorben. Auf der Niederlassung, zu der er gehörte, erlagen von 120 Indianern allein 20 dem Hungertode.

Nicht selten trugen sich auch recht traurige Dinge in Moose Fort zu, während der Missionar seine Außenstationen besuchte und für längere Zeit von Hause fort war. Das war besonders der Fall, als er in dem kurzen Sommer 1858 mit Frau und Kindern eine Reise nach dem Walfluß zu den dortigen Eskimo machte. Es war nicht seine erste Reise dahin und er wußte, was ihrer wartete. Du wirst all deinen Mut zusammennehmen müssen, sagte er deshalb zu seiner Frau; aber sie und die Kinder waren froh, wieder einmal etwas anderes zu erleben, als die eintönigen Tage und Nächte des langen Winters in Moose Fort.

Die Familie Horden war noch nicht lange fort, als in diesem der Keuchhusten ausbrach. Jung und alt wurde davon ergriffen und viele starben. Die Krankheit trat so fürchterlich auf, daß das eine Mal nur ein einziger Mann arbeitsfähig war, und seine Arbeit bestand darin, zwei Särge zu zimmern. Der Missionar traf bei seiner Rück-

kehr eine trauernde Gemeinde an. Von den fünf europäischen Familien hatten vier je ein Kind verloren. Der Jammer der Mütter war herzbeweglich. In gewöhnlichen Jahren kamen durchschnittlich zwei Sterbefälle vor. In jenem Jahr waren es 32.

Das Weihnachtsfest lockte trotz der Winterjagd manchen Indianer nach der Niederlassung, um das Fest mitzufeiern. Freilich für die meisten war das nicht möglich, da ihre Jagdgebiete zu entfernt lagen. In ihren Zeltlagern waren sie ohne alle christliche Gemeinschaft, ohne jeden Unterricht, außer was ihnen durch das Lesen von Bibelteilen ersetzt wurde, die sie in ihre einsamen Lagerstätten in der Wildnis mitzunehmen pflegten. Horden lag es deshalb von Anfang an am Herzen, seine umherwandernden Indianer mit Teilen der hl. Schrift in ihrer Sprache zu versorgen. Er setzte seine Uebersetzungsarbeiten fleißig fort und die Missionsgesellschaft schickte ihm auch bald eine Druckerpresse hinaus. Aber er verstand sich nicht auf das Drucken. Indes es galt einen Versuch. Er schloß sich einige Tage in sein Zimmer ein und ging an die Zusammensetzung und Aufstellung der Presse. Als dies geschehen, sah er zu seiner Freude, daß die Maschine unter seinen Händen arbeitete. Sie lieferte in dem einen Winter nicht weniger als 1600 Schriften in drei indianischen Dialekten.

Der Winter ist vorüber und der Schnee zum Teil verschwunden. Täglich sieht man die wilden Gänse in schwerfälligem Flug vorüberziehen. Der mächtige Fluß, der lange Monate hindurch unter dem Banne einer dicken Eisdecke gelegen, hat mit der Kraft eines Riesen seine Fesseln gesprengt und strömt wieder unaufhaltsam der Hudsonbai zu. Einige Vögel lassen sich auf den Bäumen blicken, die Frösche stimmen ihr Konzert an und die Moskitos stellen sich mit ihrem lästigen Gesumme ein. Die Indianer suchen ihr erbeutetes Pelzwerk zusammen, rollen es in Bündel und beladen damit ihre Boote. Endlich ist alles zum Aufbruch bereit. Sie begeben sich mit ihren Hunden und dem gesamten Hausrat ins Kanoe, und hinunter gehts den Strom, der sie der Handelsniederlassung entgegenträgt. Mutig gehts über einige Stromschnellen hinweg; an andern Stellen trägt der Indianer Boot und Ladung über das Land; das gebrechliche Rindenkanoe kreuzt einen oder mehrere Seen, bis es endlich die Handelsniederlassung erreicht und dort anlegt. Der Austausch der Waren beginnt. Wir begeben uns mit dem Indianer in den Verkaufsladen. Letzterer enthält alles, was nur ein Indianerauge erfreuen kann und dessen die Rothaut bedarf. Da ist ein Gestell voll Flinten, dort ein ganzer Stoß dicker Wollendecken. Ferner: Wollene Röcke, blaue und rote Kleiderstoffe, Aexte und Messer, Zündhölzer

und Kochkessel, Perlen und Litzen, Pulver und Blei, Garn für Netze und Fallen, Thee und Zucker, Mehl und Hafergrütze, Salzfleisch und Erbsen; selbst einige gute Bücher, die der Indianer lesen kann, finden sich vor.

Mit glücklichem Gesicht erscheint der Indianer mit seinen Bündeln voll Felle, denn er ist sich bewußt, daß es für ihn ein Vermögen birgt. Der erste Pack, den er öffnet, enthält nur Biberfelle, die als Münzfuß gelten. Es sind ihrer 85 und werden nach genauer Besichtigung im Wert von 120 Biber (à Mk. 2.50) geschätzt. Der nächste Ballen enthält 40 Marder-, 10 Ottern- und 150 Rattenfelle im Wert von 100 Bibern. Das dritte Bündel weist 500 Kaninchenfelle auf, die aber nur 25 Biber ausmachen. Da aber der Indianer nicht mit so hohen Zahlen umspringen kann, so erhält er so viele Federkiele, als sein Pelzwerk an Biberwert repräsentiert, an Zahlungsstatt eingehändigt.

Nun beginnt erst recht der Handel mit dem Pelzhändler hinter dem Ladentisch, während der Indianer sich behaglich vor demselben breit macht. Wie alle Eingebornen nimmt er sich Zeit dazu und besinnt sich lange, ehe er wegen eines Artikels mit sich selber und dem Kaufmann handelseinig ist. Endlich entscheidet er sich für eine Flinte; er erhält sie und er giebt dafür 10 seiner Federkiele. Dann läßt er sich drei Ellen Zeug geben und zahlt dafür 2 Kiele. So gehts weiter, bis sein Vorrat an erstandenen Waren anwächst und der seiner Federkiele immer mehr zusammenschmilzt. Je mehr es mit diesen zu Ende geht, desto bedächtiger wird der Indianer bei seinen Einkäufen. Seine Wünsche und Bedürfnisse möchten eben beide befriedigt sein. Endlich ist man fertig und beglückt packt der Indianer seine Siebensachen in eine der gekauften Wolldecken und begiebt sich in sein Zelt zurück, wo er die eingetauschten Waren immer und immer wieder besichtigt und bewundert.

Thun wir einen Blick in ein solches Indianerzelt, sei es, daß das Lager im Walde aufgeschlagen ist, sei es, daß man sich auf einem Jagdzug befindet. In der Mitte des Zeltes glostet ein Feuer, aber durch die weite Oeffnung oben sieht man den Schnee auf den Zweigen der Bäume liegen. Kaum dämmert der Morgen, aber schon hat der christliche Indianer seine Morgenandacht gehalten und sein Frühstück eingenommen. Er schnallt die Schneeschuhe an, schiebt den Thürvorhang beiseite und begiebt sich hinaus. Hu, wie kalt! und wie traurig ringsum! Nichts regt sich; kein Vogel läßt sich hören; kein Laut unterbricht die Totenstille außer dem Wind, der leise in den Gipfeln der Bäume pfeift. Der Indianer nähert sich einer Marderfalle. Sie ist von einfachster Konstruktion, nur aus Stecken

hergestellt und mit einem Köder versehen, über dem in schräger Richtung ein Block schwebt, der das Getier beim Hineingehen erschlägt. Es hat sich ein prächtiger schwarzer Marder gefangen. Er befestigt das Tier auf seinem Schlitten, stellt die Falle wieder auf und geht weiter. Ja, da sind wohl Spuren von einem Marder, aber er ist nicht in die Falle gegangen. Er begiebt sich zur nächsten. Doch was ist das? Seine Enttäuschung ist hier noch größer, denn ein Vielfraß hat die Falle geplündert und den Köder gefressen. Er bringt sie wieder in Ordnung und sieht die andern nach. Aber auch hier findet er dasselbe Unheil angerichtet. Er ist außer sich darüber, aber es läßt sich nicht ändern. So schlürft er weiter und macht die Runde bei etwa 30 Fallen, die ihm im ganzen nur 6 Marder ergeben. Und doch darf er mit dieser Jagdbeute, die ihm der Tag geliefert hat, wohl zufrieden sein. Der Abend bricht herein und er begiebt sich zu seinem Zelt zurück. Hier erwartet ihn ein leckeres Mahl, vielleicht ein Stück Biberfleisch. Er fühlt sich dadurch wieder gestärkt und sinnt nun über die Erlebnisse des Tages nach.

Am andern Morgen geht er an die Abhäutung der Marder. Aber was geschieht mit den Leibern der Tiere? Der Indianer ist nicht wählerisch; er ißt sie. Die Felle spannt er — die Innenseite nach außen gewendet — auf und befestigt sie mit Holzpflöcken am Boden. Was auch ein Indianer erjagt, oder was ihm in die Falle geht — nichts wirft er weg. Alles ist für ihn eßbar und sei es oft noch so schlecht. Auch Horden mußte zu Zeiten mancherlei genießen, was unter gewöhnlichen Umständen der Gaumen eines Europäers zu verschmähen pflegt. So erzählt er, wie er das Fleisch vom weißen und schwarzen Bär, von wilden Katzen und Bibern zu essen bekam und froh sein mußte, solches zu haben.

Kehren die Indianer von ihren Streifzügen auf die Station zurück, so beginnt für sie die Zeit des Unterrichts. Der Missionar ist dann vollauf beschäftigt mit Schularbeit, mit Abhaltung von Gottesdiensten und Seelenpflege. Horden kam in dieser Zeit mit seinen Uebersetzungsarbeiten nur langsam voran. Doch waren bis zum Jahr 1859 das kirchliche Gebetbuch, das Gesangbuch und die vier Evangelien in der Silbenschrift gedruckt. Die vier Evangelien hatte Horden in Moose Fort selbst auf seiner Presse hergestellt. Gern zahlten seine Indianer zwei Schillinge für das Exemplar, wofür er das nötige Druckpapier beschaffte.

Horden hatte aber nicht nur die christlichen Indianer jener Gegenden kirchlich zu bedienen, sondern auch die europäischen Beamten der Hudsonbai-Kompagnie, weshalb er für beide Teile besondere Gottesdienste zu halten hatte. Da sich unter der Diener-

schaft der Beamten auch einige Norweger befanden, die weder des Englischen noch der Indianersprache recht mächtig waren, so ließ sich Horden nicht die Mühe verdrießen, um ihretwillen so viel Norwegisch zu lernen, daß er ihnen in ihrer Muttersprache predigen konnte. Außerdem suchte er sich auch das Eskimo und das Odschibwä anzueignen. Die Zeit zu all diesen Studien konnte er nur dadurch herausschlagen, daß er schon in den frühen Morgenstunden in seinem Studierstübchen saß und beim Schein der Lampe las und schrieb, übersetzte und — Hebräisch lernte.

(Fortsetzung folgt.)

---

# Erläuterung zu der Karte:

## Basler Missionsgebiet in China.

Von Miss. J. Dilger.

Das Arbeitsgebiet der Basler Mission in China, auf dem uns das beigegebene Kärtchen als Führer dienen soll, liegt im südlichen und nordöstlichen Teil der Canton-Provinz und ist — von Südwest nach Nordost gemessen — über 300 km lang und 70 km breit. Wohl könnte es ein schönes Land sein; aber es würde der Wirklichkeit nicht entsprechen, wollten wir behaupten, es sei dies der Fall. Zwar fehlt es nicht an Naturschönheiten; denn hohe Berge durchziehen das Land, in dessen tief eingeschnittenen Thälern der Ostfluß und der Schlehenfluß mit ihren Zuflüssen sich hindurchwinden. In diesen leider ganz entwaldeten und kahlen Bergen liegt noch mancher Schatz an Silber, Eisen, Zink, Kohlen u. and. verborgen. Aber die Entwaldung der Berge hat zur Folge, daß der Ostfluß, der bei Canton ins Meer mündet, fast alljährlich die ganze Thalsohle unter Wasser setzt und die Felder verwüstet. Da er dabei nicht selten seinen Lauf verändert, so schwemmt er Häuser und Dorfschaften, ja ganze Marktflecken hinweg und läßt an deren Stelle nichts als unfruchtbare Sandflächen zurück. Im Winter ist er dagegen so wasserarm, daß die Schiffer oft ihr Boot über die Sandbänke hinübertragen müssen. Der Schlehenfluß (Moikong), der bei Swatau mündet, bietet wegen seiner vielen Felsen und Stromschnellen der Schiffahrt mancherlei Schwierigkeit. In beiden Flußgebieten liegen ziemlich große Städte, viele Märkte und zahllose Dörfer. Um die Wohnungen her befinden sich in der Niederung große Reisfelder unter Wasser, die im

Sommer zwei Ernten ergeben. Ueberall erblickt das Auge unzählige Grabstätten, zwischen denen Pferde und Rinder ihre magere Weide finden. Wiesenflächen und Waldungen sucht man vergeblich in diesem Gebiet. Dagegen erheben sich allenthalben Götzentempel und Pagoden als stumme und doch beredte Zeugen des ringsum herrschenden Heidentums.

Das obere Stromgebiet dieser beiden Flüsse ist ausschließlich vom Stamm der Hakka bewohnt, während am Unterlauf des Ostflusses die Punti, und an dem des Schlehenflusses die Hoklo ihren Stammsitz haben. Der Hakka-Stamm mag etwa 25—30 Millionen Seelen zählen und reicht weit über die Canton-Provinz hinaus bis in die Fukken- und Kiangsi-Provinz hinein. Ehe man mit den Hakka näher bekannt war und so lange man nur einzelne Vertreter derselben in Hongkong und Canton als Leute der arbeitenden Klasse kennen lernte, hielt man die Hakka überhaupt nur für einen ganz unbedeutenden Stamm, sowohl der Zahl als der gesellschaftlichen Stellung nach. Aber dem ist nicht so. Denn von Kayintschu bis Lenphintschu wohnen durchweg Hakka, unter denen auch der Gelehrtenstand zahlreich vertreten ist. Besonders ist dies in Kayintschu der Fall, wo unzählige Gelehrte ihr Heim haben. Fast in jedem Amtshaus der Canton-Provinz trifft man Beamte von dort. Die Gelehrsamkeit derer von Kayintschu ist schon seit lange berühmt und wiederholt durch kaiserliche Edikte bezeugt und ausgezeichnet worden.

Unter diesem Hakka-Stamm arbeitet die Basler Mission nun bald 50 Jahre. Der bekannte Chinesenmissionar Gützlaff war das menschliche Werkzeug, dessen sich der Herr bediente, um die Aufmerksamkeit der Basler Missionsgesellschaft auf China zu lenken. Seinem „fast marktschreierischen" Rufen und Werben ist es zuzuschreiben, daß dieselbe im Jahr 1846 ihre beiden ersten Sendboten dahin abordnete. Und wenn auch seine eigene wohlgemeinte Arbeit keine gründliche war und die Resultate derselben sich vielfach als Selbsttäuschung erwiesen, so darf man doch nicht vergessen, daß der Charakter des chinesischen Volkes damals noch zu wenig bekannt war, als daß nicht solche Täuschungen vorkommen konnten. Immerhin giebt es noch heute einzelne alte Christen, die seiner Zeit von ihm getauft worden sind. Nach seiner Anweisung hatten sich die beiden Basler Missionare Lechler und Hamberg unter den Hoklo und Hakka niedergelassen; aber es darf als göttliche Fügung betrachtet werden, daß Lechler, nachdem er von den Hoklo bei Tschautschufu vertrieben worden war, sich nun ebenfalls der Arbeit unter den Hakka zuwandte, wodurch das Werk vor Zersplitterung der Kräfte bewahrt wurde. Ihre Arbeit geschah zunächst — um der Verhältnisse willen — unter

den Hakka auf der Insel Hongkong, einer englischen Besitzung, wo man leicht Eingang gefunden hatte und auch den nötigen Schutz genoß. Auch hierin, daß man zuerst in Hongkong festen Fuß fassen konnte, ist Gottes Walten zu erkennen. Denn damit wurde Hongkong der Ausgangspunkt für die Basler Mission in China. Hier landet der von Europa neuankommende Missionar und lernt sich allmählich an chinesische Sprache und Sitte gewöhnen. Von hier aus reist er hinein ins „Herrlichkeitsreich". Hier sucht er nach mehrjähriger Arbeit Ausspannung und Erholung, oder auch Schutz, wenn es im Chinesenreich rumort und unsicher wird. Von hier beziehen die Missionare ihren Proviant, ihre Briefe und das nötige Geld. Darum wohnt in Hongkong der Kassier der Mission.

Ins „Reich der Mitte" konnte man vor 40 und 50 Jahren nur als Chinese verkleidet eindringen. Das Land war damals dem Ausländer verschlossen. Dessenungeachtet wagten es die Brüder, das Festland zu betreten und fanden in dem Kreise Sinon, welcher der Insel Hongkong gegenüber liegt, Eingang. In diesem und dem Tungkon-Kreis wurden dann im Laufe der Jahre die drei Stationen Lilong (1852), Khitschung (1880) und Tschonghangkang (1883) gegründet, zu denen im Jahr 1884 noch die ehemalige Barmer Station Longheu als vierte kam, die infolge einer Gebietsabgrenzung an Basel abgetreten wurde. Diese vier Stationen liegen alle im sogenannten Unterland, wozu auch die Station Hongkong gerechnet wird. Letzteres ausgenommen, ist Lilong die bedeutendste derselben. Hier wurde schon von Miss. Winnes das Lehrer- und Predigerseminar gegründet, worin bis jetzt alle Lehrer und Katechisten ausgebildet worden sind. In Longheu besteht eine Mädchenanstalt, in welcher 50 Chinesenmädchen eine christliche Erziehung genießen — ein überaus wichtiger Missionszweig in einem Lande wie China.

Der Ausdehnung nach bildet das Unterland ein verhältnismäßig kleines Gebiet; denn in den zwei Kreisen, auf die es beschränkt ist, leben ebensoviele Punti als Hakka. Unter erstern arbeitet die Barmer Mission. Aber die genannten Unterlands-Stationen sind die Muttergemeinden des ganzen Basler Missionsgebiets. Mancher tüchtige Katechist und Lehrer stammt von hier; mancher alte Christ des Oberlandes hat hier die heilige Taufe empfangen. Leider hat die Mission auf diesem alten Arbeitsfeld in den letzten zehn Jahren nur geringe Fortschritte gemacht; doch berechtigen die Erfahrungen der jüngsten Zeit wieder zu mehr Hoffnungen.

Eine weit größere Ausdehnung als das Unterland hat das Oberland, in welchem die Basler Mission 8 Stationen in 9 Kreisen liegen hat. Die geographische Grenze zwischen beiden Gebieten ist

dadurch gezogen, daß in den dazwischen liegenden Kreisen Kwuischen und Fuitschu die Berliner Mission ihr Arbeitsfeld hat.

Im Oberland hat die Mission zuerst in einem ganz entlegenen Thal des Tschonglok-Kreises, in Tschongtschun, Eingang gefunden, und zwar wurde hier das Evangelium nicht durch die Missionare, sondern durch Leute, die dasselbe in Hongkong und Lilong kennen gelernt hatten, am Anfang der sechziger Jahre in die Berge von Tschonglok getragen.*) So kam es im Jahr 1864 zur Gründung der Station Tschongtschun. Von hier dehnte sich das Werk bald nach Nyenhangli aus (1864). Beide Bergstationen sind die Mutterstationen für das ganze Oberland geworden; denn von Nyenhangli aus wurde das Evangelium wieder landabwärts ins Niederland getragen nach Yunon und Futschukphai und bis hinüber an den Oberlauf des Schlehenflusses nach Moilim. Dadurch entstanden rasch hintereinander die Stationen Futschukphai (1879) und Hoschuwan (Yunon) (1884), ersteres — in der Ebene des Ostflusses gelegen — als Bindeglied zwischen den Unter- und Oberlandsstationen. Im Jahr 1889 wurde auch Moilim, ein Filial von Nyenhangli, zur Station erhoben. Alle drei dehnen ihre Arbeit über die zahlreichen Märkte und Dörfer aus. Von Tschongtschun aus wurde auch der nahe Lyungtschon-Kreis bearbeitet, bis man in der Nähe des Marktes Hokschuha (1886) eine Station am Fuß der Berge anlegen konnte.

Aber auch nach Nordosten hin drang man von Tschongtschun und Nyenhangli aus vor und bearbeitete seit Anfang der achtziger Jahre das Gebiet des Moikong und seiner Zuflüsse. Hier liegen die bedeutenden Städte Kayintschu und Hinnen. Nach jahrelangem Kampf gelang es, im Jahre 1887 in der Gelehrtenstadt Kayintschu eine Missionsniederlassung zu errichten und im gleichen Jahr konnte auch in der Handelsstadt Hinnen ein großes chinesisches Haus zur Gründung einer Station erworben werden. Während bisher — außer in Hongkong — alle Stationen im Unter- und Oberland nur in Dörfern und Marktflecken, oder in der Nähe solcher, errichtet wurden, sind durch die Gründung der Stationen Hoschuwan, Kayintschu und Hinnen neuerdings auch die Städte in den Bereich der Missionsarbeit hereingezogen worden. In den beiden letztgenannten Städten wird alljährlich Tausenden von Menschen, die da zusammenströmen, in den dortigen Predigthallen Gelegenheit geboten, das „Erkennen" zu lernen.

Durch die Besetzung von Kayintschu, Hinnen und Moilim ist somit der Oberlauf des Schlehenflusses oder Moikong genügend besetzt,

*) Näheres darüber findet sich in dem Traktat: Das Evangelium unter den Bauern der Tschonglokberge. 2. Aufl. Miss.-Buchhandl. Basel. 20 Cts. = 15 Pf.

während dagegen der wichtige Ostfluß nur an seinem mittleren Lauf mit einer Station — mit Futschukphai — versehen ist. Sein Oberlauf mit den zahlreichen Nebenflüssen bleibt noch zu besetzen. Da das Werk hauptsächlich nach dieser Richtung hin ausdehnungsfähig ist, so ist den Stationen Hinnen, Hokschuha und Futschukphai die Aufgabe gestellt, diesen Bezirk zu bearbeiten.

Die Missionsarbeit ist aber nicht auf die genannten Stationen beschränkt geblieben, sondern von jeder derselben aus ist wieder eine ganze Reihe von Außenstationen errichtet worden. Eine jede hat auch ihre eigene, teilweise recht interessante Entstehungsgeschichte. Wie viele Prozesse und Streitigkeiten mußten da nicht geschlichtet, wie viele Redeschlachten geschlagen werden, bis alle diese Missionsposten mit ihren Gemeinden gegründet wurden! Davon wüßten die dort arbeitenden Brüder und Nationalgehilfen manches zu erzählen.

Das Basler Missionsgebiet in China zählt jetzt im Unter- und Oberland zusammen 13 Hauptstationen und 40 Außenplätze. Auf diesen arbeiten zur Zeit 22 europäische (darunter ein Missionsarzt) und 4 eingeborne Missionare, 1 europäische Lehrerin, 1 eingeborner Pastor, 35 Katechisten, 14 Hilfskatechisten, 47 Lehrer und 6 Lehrerinnen. Die Zahl der Gemeindeglieder betrug am 1. Januar 1894 3817 Seelen. Während des Jahres 1893 wurden 291 Heidentaufen vollzogen — 219 an Erwachsenen und 72 an Heidenkindern.

An Schulen und Erziehungsanstalten weist das ganze Gebiet auf: 5 Knaben- und 3 Mädchenanstalten, 7 Gemeinde- und 33 Heidenschulen, 1 Mittelschule und 1 Predigerseminar. In letzterem werden gegenwärtig 17 Jünglinge für den Predigerberuf vorbereitet, während die Mittelschule mit ihren 49 Zöglingen die Vorstufe hiefür bildet. In den Mädchenanstalten befinden sich 151 christliche und 46 heidnische Chinesenmädchen. Die Knabenanstalten und übrigen Schulen werden von 363 christlichen und 485 heidnischen Knaben besucht. Gesamtzahl der Schüler 1045.

Die Zahlen, die wir hier aufgeführt haben, bewegen sich, je nachdem man einen Maßstab an ein Werk legen will, in bescheidenen Grenzen; aber sie wollen doch gewürdigt sein. Sie sind das Ergebnis eines Gotteswerkes, das senfkornartig begonnen hat, durch manchen Sturm gefestigt worden ist, das von sündigen, schwachen Menschenkindern getrieben wird und auf einem Boden erwächst, der vor vielen andern ein harter genannt werden muß. Darum gebührt dem Herrn allein die Ehre, der es so weit hat gedeihen lassen. Ihm sei auch das fernere Wachstum anbefohlen!

# Missions-Zeitung.

## a) Rundschau.

### Das Kongogebiet.

Dem Kongo-Freistaat, der nun das erste Jahrzehnt seines Bestehens hinter sich hat, ist es in den letzten Jahren gelungen, die kritische Lage, in der er sich befand, so ziemlich zu überwinden. Er hat nicht nur bedeutende Fortschritte in der Erweiterung seines schon an und für sich sehr ausgedehnten Gebietes gemacht, sondern auch dessen Bestand durch Grenzvereinbarungen mit Frankreich und Portugal zu sichern gewußt. Unter anderem hat er nach der Unterwerfung des Königs Msiri dessen Reich Katanga im äußersten Süden annektiert und das von den arabischen Sklavenhändlern besetzt gehaltene Manyema am obern Kongo erobert. Nun weht das blaue Sternenbanner des Freistaats von Banana im Südwesten bis zum Uelle im Norden, und vom Albert-Eduard-Nyansa und Tanganjika bis nach Katanga im Südosten, von da bis zum Kasai und Kwango im Südwesten. Noch wichtiger ist, daß es endlich den Kongotruppen, besonders unter Führung von Kapitän v. Dhanis, gelungen ist, das ganze Kongobecken von den arabischen Sklavenjägern zu säubern. Ihrem Vordringen von Manyema und den Stanley-Fällen aus ist nun ein Ziel gesteckt, nachdem ihre mächtigsten Häuptlinge in den Kämpfen mit den Kongotruppen gefallen oder aus dem Gebiet hinausgedrängt worden sind.

Auch ist das Kongobecken im wesentlichen durchforscht und man ist bestrebt, die Gebiete für den Handel zugänglich zu machen und sie unter eine geordnete Verwaltung zu stellen. An der Erforschung des Landes hat besonders der englische Baptisten-Missionar Grenfell regen Anteil genommen. Mit dem Missionsdampfer „Peace" hat er alle größeren Wasserläufe des Kongobeckens befahren und die geographischen Ergebnisse kartographisch fixiert. Es ist ihm dafür von der Königl. Geographischen Gesellschaft die goldene Medaille verliehen worden. Grenfell hat, wie es scheint, seit er am Kongo ist, überhaupt mehr exploriert als missioniert. Auch zu Lande ist er viel gereist, wobei er sich, wie weiland Livingstone und Sir S. Baker, eines Reitochsens bediente. Eine Zeitlang stand Grenfell im Dienst des Kongostaates, um als dessen Kommissar die Südgrenze zwischen dem Freistaat und den portugiesischen Besitzungen vereinbaren zu helfen.

Der Kongostaat scheint nach alledem in das Stadium einer ruhigen Entwicklung getreten zu sein. Auch von Finanznöten hört man jetzt weniger als früher. Augenscheinlich hat sich der Handel in letzter Zeit etwas gehoben. Die Ausfuhr soll 15 Millionen Franken übersteigen. Doch muß Belgien noch immer einen jährlichen Beitrag von 2 Millionen und König Leopold 1 Million zuschießen. Das übrige müssen die Zölle und sonstige Abgaben aufbringen. Hauptort des Freistaats und Sitz des General-Gouverneurs ist Boma am unteren Kongo. Der Gouverneur, General Wahis, wird als ein gerechter und tüchtiger Administrator geschildert, der sich auch den dortigen Missionen gegenüber sehr wohlwollend verhält. Der Staat hat sich dem Weltpostverein angeschlossen und allgemach kommt auch anstatt der bisherigen Tauschwaren die dort eingeführte Münze in Kurs, wenigstens im untern Flußgebiet. Die Kupfermünzen haben wie die chinesischen in der Mitte ein Loch, sodaß sie aneinander gereiht und von den Eingebornen am Halse getragen werden können. Das Ländergebiet ist in Bezirksämter eingeteilt, denen Kommissare vorstehen. Sie üben die Gerichtsbarkeit aus und wachen auch darüber, daß die bisher üblichen Menschenopfer, Giftmorde und andere barbarische Gebräuche unter den Eingebornen unterdrückt werden. Anderseits wird aber auch über allerlei Ausschreitungen der Beamten geklagt, besonders über Bedrückungen, die sie sich den Eingebornen gegenüber nicht selten erlauben. So erzählt Miss. Murphey (Bapt. Mag. 1894, S. 519), daß die Eingebornen von Bolengi mit Gewalt zum Einsammeln von India Rubber (Kautschuk) gezwungen würden. Weigerten sich die Leute, so habe der beaufsichtigende Soldat Befehl, auf sie zu schießen. Viele seien infolge dessen schon ums Leben gekommen. Kein Wunder, daß das rücksichtslose Vorgehen der Beamten da und dort ernstliche Unruhen und selbst Aufstände hervorruft, die als Akte der Erbitterung und der Notwehr betrachtet werden müssen.

Unter dem Schutz der Regierung sind jetzt bis weit den Kongo hinauf Handelsniederlassungen entstanden; aber leider werden dadurch auch ungeheure Quantitäten von Branntwein den verschiedenen Landesteilen zugeführt. Und diese Einfuhr nimmt in dem Grade zu, als sich das Land dem Verkehr mehr und mehr erschließt. Das Baptist Miss. Magazine bricht deswegen in den Schmerzensruf aus: „Zu Zeiten möchte man fast wünschen, der dunkle Erdteil wäre besser nie dem Verkehr erschlossen worden, als daß durch dieses teuflische Unheil von seiten der sogenannten christlichen Nationen die armen gesunkenen Eingebornen ruiniert werden."

Dem Aufschwung des Handels, wie überhaupt der Hebung und Erleichterung des Verkehrs, soll die um die Stromschnellen geführte

Eisenbahn dienen. Aber bis jetzt ist dieselbe erst 40 km weit — von Matadi bis Kenge — fertiggestellt und seit dem 4. Dezember 1893 eröffnet. Die Herstellung dieser fahrbaren Strecke bot wegen des felsigen Terrains ungeheure Schwierigkeiten. Sie hat aber auch immense Summen — nahezu 10 Mill. Mark — verschlungen und Tausende von Menschenleben gekostet. 7000 Farbige haben an ihr gearbeitet; davon sind nach dem offiziellen Bericht 3500 — also die Hälfte — „tot oder desertiert". Auch von den 1500, die als „in die Heimat befördert" angegeben werden, ist wohl hinterher noch mancher erlegen. Unter den Eisenbahnarbeitern sollen auch viele Sklaven gewesen sein, die man von der obern Guineaküste am Kongo einführte. Mit der noch übrigen Strecke der projektierten Eisenbahn hofft man bis Ende 1896 fertig zu sein. Die Oceandampfer löschen schon jetzt ihre Güter an einem Hafendamm dicht bei der Kopfstation der Bahn, etwa 100 engl. Meilen flußaufwärts, unmittelbar am Fuß des ersten (oder letzten) Katarakts, bis wohin dieselben den Kongo hinaufkönnen.

Im Anschluß an diese kurzen Mitteilungen über den Freistaat fügen wir noch bei, daß derselbe jetzt 86 Stationen mit 1300 Weißen aufweist. 45 Dampfer, die durch Träger an den obern Kongo hinaufgeschafft worden sind, befahren den Strom. Die aus 10000 Schwarzen bestehende Armee wird von 237 belgischen Offizieren und Unteroffizieren befehligt. Vor 10 Jahren gab es im ganzen Gebiet nur 16 Stationen mit 150 Weißen und drei Dampfern. (Allgem. Miss.Zeitschr. 1894, S. 371.)

Und nun die evangelische Mission im Kongogebiet. Diese setzte im Jahr 1877, gleich nachdem Stanley den Lauf des Kongo festgestellt hatte, hier ein und ist seitdem von der Küste aus gegen 1000 engl. Meilen weit landeinwärts vorgedrungen. Es liegt in der Natur der Sache, daß dieselbe trotz dem energischen, oft nur zu raschen Vorgehen einiger Missionen, doch von den Handelsstationen überholt worden ist. Die Hauptschwierigkeit für die Missionsarbeit lag von Anfang an in dem überaus ungesunden Klima des Kongobeckens, das Jahr für Jahr die Reihen der Arbeiter lichtete; dann aber auch in der Stumpfheit und Unempfänglichkeit der Bevölkerung, unter der noch keinerlei Vorarbeit gethan war. Immerhin haben die verschiedenen Gesellschaften durch treues Ausharren und geduldige Arbeit überall festen Fuß gefaßt. In manchem haben sich auch die Verhältnisse mit den Jahren gebessert. Es sind gesündere Wohnungen entstanden, der Verkehr ist erleichtert und selbst die entlegensten Stationen können weit besser als früher mit dem Nötigsten versehen werden. Dadurch hat sich auch das Leben am Kongo zu einem er-

träglicheren Aufenthalt gestaltet. Trotzdem ist und bleibt das dortige Klima ein mörderisches, und besonders in den letzten beiden Jahren, in denen die Gesundheitsverhältnisse an der westafrikanischen Küste überhaupt sehr ungünstige waren, haben verschiedene Gesellschaften schwere Verluste erlitten.

Die englischen Baptisten, die seit 1879 in der Hauptstadt des alten Kongoreichs, in San Salvador, auf portugiesischem Gebiet arbeiten und von 1881 ab am Kongo hinauf bis zu seinem nördlichen Bogen 7 Stationen angelegt haben, berichten zwar von ermutigenden Anfängen, hoffnungsvollen Aussichten, von stattgefundenen Taufen, gutem Schulbesuch ꝛc., aber numerisch sind die bisherigen Früchte der Arbeit doch außerordentlich spärlich. Der Jahresbericht von 1894 führt im ganzen nur 79 Kirchenmitglieder auf, von denen 51 auf San Salvador entfallen. Von letzteren wird gerühmt, daß sie bereits von sich aus evangelisieren. Von der Hauptstation aus werden 4 Außenplätze bedient. Am untern Kongo liegen ihre beiden Stationen Underhill und Wathen (Ngombe), ersteres der Speditionsplatz für die am oberen Fluß gelegenen Stationen Arthington (am Stanley Pool), Bolobo, Lukolela, Monsembi (unter den kriegerischen Bangala) und Bopoto, letzteres 1000 engl. Meilen von der Küste entfernt. Ueberhaupt scheinen die englischen Baptisten im Drange nach möglichster Ausdehnung des Werkes ihre Stationen in allzu großen Entfernungen voneinander errichtet zu haben, gleichsam um die Hand für künftige Zeiten auf alle erreichbaren Gebiete zu legen, unbekümmert darum, ob sie dieselben auch nachhaltig bearbeiten können oder nicht. Damit hängt auch zusammen, daß sie sich mit ihren vier Oberkongo-Stationen in drei verschiedenen Sprachgebieten befinden. Auch ist jahrelang, wie uns scheint, mehr exploriert als ruhig gearbeitet worden. Die beiden Plätze Monsembe und Bopoto weisen noch keinerlei Erfolge auf. Die schon seit zwei Jahren geplante Station Modjembo am Mobangi, einem bedeutenden rechtsseitigen Nebenfluß des Kongo (der zugleich die nordwestliche Grenze des Freistaats bildet), ist bis jetzt noch nicht besetzt. Zu dem bisherigen Missionsdampfer Peace ist neuerdings noch ein zweiter, der Goodwill, hinzugekommen. Beide haben in Bolobo ihren Ankerplatz. Auf der Station Lukolela arbeitet eine Druckerpresse, aus der verschiedene kleine Schriften für die Mission hervorgegangen sind. Von besonderer Wichtigkeit ist die durch Miss. Bentley fertiggestellte Uebersetzung des Neuen Testamentes in der Kongosprache, das 1893 auf Kosten der Britischen und Ausländischen Bibelgesellschaft im Druck erschienen ist.

Auf den genannten 8 Stationen standen Anfang 1894 21 Mis-

sionare. 8 waren in England zur Erholung, zwei erlagen dem Klima. Doch sind im Lauf des Jahres mehrere, teils als Ersatz, teils zur Verstärkung am Kongo eingetroffen.

Zwischen den Stationen der englischen Baptisten — nur in etwas geringeren Abständen — liegen am Fluß hinauf bis zu einer Entfernung von 740 engl. Meilen, die 10 Missionsplätze der amerikanischen Baptisten. Ursprünglich von der Familie Guinneß Ende 1877 als Kongo-Inland Mission gegründet, wurde dieselbe 1884 mit 7 Stationen der amerikanischen Baptisten-Union übergeben, nachdem bereits 10 Missionsarbeiter dem Klima zum Opfer gefallen waren. Seitdem hat diese Mission einen nicht unbedeutenden Aufschwung genommen, hat aber auch schon manchen Arbeiter durch den Tod verloren; so im Jahr 1893 zwei Missionare und zwei Missionsfrauen. Der eine, Ingham, verlor sein Leben durch einen wütenden Elefanten. Neuerdings droht dem Weiterbetrieb der Mission eine Schwierigkeit anderer Art. Die Gesellschaft befindet sich nämlich zur Zeit in einer solchen Geldklemme, daß sie sich außer stande sieht, ihre Stationen in der bisherigen Weise zu unterhalten. Man denkt deshalb auf Mittel und Wege, wie das Werk in seinem jetzigen Bestand mit weniger Kosten fortgeführt werden könne. Dieses steht mehr oder weniger auf allen Stationen in schöner Entwicklung, besonders am unteren Kongo. Hier weisen die Stationen Banza Manteke (150 engl. Meilen flußaufwärts) und Lukunga (220 Ml.) Gemeinden mit 528 und 591 Kirchengliedern auf. Die Christen machen einen guten Eindruck und zeigen auch im Aeußeren, daß sie unter dem Einfluß des Christentums stehen. Sie kleiden sich besser als früher und schenken dem Unterricht mehr Teilnahme. Die Trunksucht, wie überhaupt den Genuß von Spirituosen, selbst den von Palmwein, bekämpfen die Amerikaner sehr energisch, besonders durch Gründung von Enthaltsamkeitsvereinen. Aber nicht nur der massenhaft eingeführte Schnaps, sondern auch vorkommende Unruhen unter den Eingebornen schädigen vielfach das Werk. Daß dieselben nicht selten durch das rücksichtslose Auftreten der Beamten hervorgerufen werden, haben wir schon oben erwähnt. Hier ein Beispiel davon. Kommen etwa, schreibt Miss. Richards, gemietete Träger ihren Verpflichtungen nicht so nach, wie es der Staat für gut befindet, so schickt man zügellose Soldaten in die Dörfer und läßt durch sie einige Weiber aufgreifen und gefangen setzen. Diese müssen dann ganz unschuldig und unbeteiligt am Handel für jene büßen. Mit allem Grund empfinden solches die Eingebornen, die meist ein starkentwickeltes Rechtsgefühl haben, als gewaltthätig und ungerecht. Derlei Maßregeln erzeugen Mißtrauen und verbreiten überall Panik unter

den Eingebornen. Zu Zeiten greifen dieselben auch zu den Waffen und wehren sich ihrer Haut, oder aber halten sie sich im Wald versteckt. Ueberhaupt ruft der gesteigerte Verkehr, der eine Unzahl von nicht immer leicht zu beschaffenden Trägern erfordert, viel Unruhe und Unannehmlichkeiten hervor.

In Bwemba (480 Meilen aufwärts) hat die Bevölkerung im ganzen Distrikt zusehends abgenommen. Sie zählt heute kaum ein Drittel von dem, was zur Zeit der Gründung der Station (1889) die Gegend bewohnte. Als Ursache werden angegeben: der Handel, der sich weiter flußaufwärts gezogen hat; die Unterdrückung des Sklavenhandels (insofern keine lebende Ware mehr eingeführt wird); Verheerung durch die Unsittlichkeit der Eingebornen und infolge dessen Abnahme der Geburten; Wegzug der Leute wegen Differenzen mit der Regierung und schließlich die rätselhafte Schlafkrankheit, die fast wie eine Epidemie unter den Eingebornen aufgeräumt hat.

Eine weitere Station sollte in Ikoko am Ntumba-See (nördlich vom Leopold-See) entstehen. Miss. Clark hatte sich schon daselbst niedergelassen und eine provisorische Wohnung errichtet; er ist aber wieder abberufen worden, da der Gesellschaft die Mittel zu neuen Unternehmungen fehlen. Nach dem letzten Bericht (Juli 1894) haben die amerikanischen Baptisten 1217 Kirchenglieder in 14 Gemeinden gesammelt. An Schülern zählen sie 1567. Das Arbeiterpersonal bestand aus 25 Missionaren, 6 Damen, 4 Aerzten, 22 eingebornen (unordinierten) Predigern und 27 Lehrern.

Nachdem die Familie Guinneß ihre Kongo-Inland-Mission den Amerikanern abgetreten hatte, unternahm sie, angeregt durch ihren früheren Zögling Miss. Mackittrick, 1888 eine neue Mission unter den Balolo, einem zahlreichen Volk im Becken des Lulanga, eines linksseitigen Nebenflusses des Kongo, südlich von dessen großem Bogen. Außer den drei Stationen (Matadi, Lukunga und Kengi), die in der Katarakt-Gegend am unteren Kongo für die Spedition angelegt wurden, gründete man nach und nach die vier Stationen Lulanga (an der Mündung des Flusses gl. N. in den Kongo), Bonginda, Ikau und Bongandanga. Der Gründer, Mackittrick, starb Ende 1891 am Fieber;*) seine Witwe ist nach kurzem Erholungsaufenthalt in der Heimat wieder auf das Arbeitsfeld zurückgekehrt. Der Tod hat überhaupt in den letzten Jahren reiche Ernte unter den Arbeitern dieser Mission gehalten, aber Harley House, das Missionsinstitut der Familie Guinneß in London, hat den Abgang immer wieder durch neue Aussendungen ergänzt. Gegenwärtig stehen 21 Mis-

*) Ueber ihn und die Balolo-Mission siehe Miss.Mag. 1893, S. 177 ff.

sionare — alle unverheiratet — und 6 Damen in der Arbeit. Ein Missionspaar und 1 Fräulein sind zur Erholung in der Heimat. Im Jahr 1891 besuchte Dr. H. Guinneß die Mission und leitet nun dieselbe von London aus. Wie es scheint, hat sich neuerdings wieder ein Deputierter an den Kongo begeben. Der Verkehr zwischen den Stationen wird durch den Missionsdampfer Pionier vermittelt. Eine Statistik giebt das Organ der Mission »Regions beyond« leider nicht.

Mit weit mehr Konzentration als die eben angeführten Missionen arbeitet der schwedische Missionsbund am Nordufer des unteren Kongo. Aus den anfänglichen drei Stationen Mukimbungu, Kibunzi und Diadia sind es nun fünf (Nganda und Londe) mit einigen Nebenstationen geworden. Die Stationen sind durch eine Anzahl von Steingebäuden besser ausgestattet, das Transportwesen ist geregelt, die Erziehung der Eingebornen zur Arbeit ist bei jüngeren und älteren in die Hand genommen, Schulen sind für Kinder und für Erwachsene vorhanden, auch für Frauen. Die Zahl der Schulkinder beläuft sich auf 193, die der Gemeindeglieder auf 78. Etwa ein Dutzend eingeborner Evangelisten stehen in Arbeit; für ihre Ausbildung ist in Diadia eine Evangelistenschule gegründet. Gottes Wort wird auf den Haupt- und Nebenstationen wie in den benachbarten Dörfern eifrig verkündigt. Uebersetzungsarbeiten sind fleißig getrieben und eine Grammatik der Fiotisprache von Miss. Westlind ausgearbeitet worden. Das Neue Testament, biblische Geschichten, ein Gesangbuch sind auf der Handpresse in Kibunzi gedruckt worden. Durch die Herausgabe einer Missionszeitung und eines kleinen Kalenders ist der Anfang zu einer einheimischen Litteratur gemacht. Auch eine ärztliche Mission ist (in Mukinbungu) begonnen worden; leider ist der Missionsarzt Dr. Walfridson nach kaum zweijährigem Wirken dem Klima zum Opfer gefallen, gerade zu der Zeit, als ihm ein Apotheker zur Hilfe gesandt werden sollte. Außer dem Arzt hat diese Mission seit 1889 10 ihrer Arbeiter und Arbeiterinnen durch den Tod verloren, zum Teil nach sehr kurzer Wirksamkeit; Krankheiten haben die Kräfte der andern sehr mitgenommen und Erholungsreisen oder völlige Rückkehr in die Heimat notwendig gemacht. (Allg. Miss.Zeitschr. 1893, S. 538.)

Eine noch ganz junge Mission ist die der Presbyterianer der Südstaaten Nordamerikas. Sie sandten 1890 die Missionare Lapsley und Sheppard (einen Farbigen) an den Kongo, wo sie sich im Gebiet des Kasai in Luebo (am Zusammenfluß des Lulua und Luebo), etwa 700—1000 engl. Meilen von der Küste entfernt, im Innern niederließen. Der Gründer der Mission, Lapsley, starb

schon 1892 auf einer Reise am unteren Kongo. Seitdem ist die Mission durch einige neue Arbeiter verstärkt worden, aber der eine hat das Feld wegen Krankheit schon wieder räumen müssen. Gegenwärtig besteht das Arbeiterpersonal aus drei Missionaren (worunter zwei verheiratete) und einem Ingenieur, der am 16. Februar 1894 seine Frau durch das Fieber verlor. Die Lage von Luebo hielt man anfangs für gesünder, als sie sich in der Folge erwiesen hat. Vorderhand hat die Mission kaum die Anfangsschwierigkeiten überwunden. Man sucht das Land zu erkunden und das Vertrauen der Leute zu gewinnen; aber die Bakete sind sehr scheu und mißtrauisch, weshalb es schwer hält, eine regelmäßige Schularbeit unter ihnen zu treiben. Eine Einladung des Bakuba-Königs Lukenga führte die Missionare in das nördliche Gebiet von Luebo gegen den Sankuru hin. Ursprünglich war eine Niederlassung am unteren Kwango als Verbindungsstation mit der Küste geplant, wozu es wohl aber erst später kommen wird. (The Missionary 1894.)

Interessant und lehrreich ist der Missionsversuch des Methodistenbischofs W. Taylor. Letzterer erschien 1886 — ohne auf den Rat und Protest vernünftiger Leute zu hören — mit einer großen Schar von allerlei Volk am Kongo und landete dasselbe am felsigen Ufer von Matadi. Unter seinen Leuten befanden sich Männer, Frauen und Kinder aus den verschiedensten Ständen, Berufsarten und Altersstufen, wie sie sich eben dem Bischof und seinem abenteuerlichen Zug angeschlossen hatten. Von dem Grundsatz ausgehend, die Mission müsse sich durch ihre Arbeit selbst erhalten, war zwar für die erste Ausrüstung der Leute gesorgt, im übrigen aber sollten sie sehen, wie sie sich durchschlagen könnten. Für ein solches planloses Unternehmen waren jedoch die westafrikanischen Verhältnisse, sonderlich die des Kongo, schlecht geeignet. Vor allem war für die zahlreichen Ankömmlinge nicht so leicht ein Unterkommen zu beschaffen und vollends nicht für ihre mitgeführten Frachtgüter. Sie erhielten schließlich vom Staat die verlassene Regierungsstation Vivi. Nun folgte aber für die armen Leute, die sich in vollkommener Unkenntnis der Verhältnisse von dem alten Bischof hatten herüberbefördern lassen, eine schreckliche Zeit der Not, der Entbehrung und des Sterbens. Einige, die etwas Geld bei sich hatten, kehrten wieder nach Amerika zurück, darunter des Bischofs Sohn mit Familie; andere, denen diese Möglichkeit abgeschnitten war, erlagen dem Klima. Wieder andere, je nachdem sie ein Geschäft versehen konnten, fanden bei der Regierung oder in anderen Missionen eine Anstellung, bis sie sich das Fahrgeld für die Rückfahrt verdient hatten. Der zusammengeschmolzene Rest versuchte die Theorien ihres Bischofs durchzuführen. Sie legten

Pflanzungen an, trieben etwas Handel und ließen sichs sauer werden. Aber neue Leute langten an und erschwerten das Fortkommen. Wieder hielt der Tod reiche Ernte unter ihnen. Mehr als einmal, als der Nachschub nicht aufhörte und das Elend einen immer höhern Grad erreichte, mußte sich die Regierung dreinlegen und mit der Aufhebung der Mission drohen. Der Bischof geleitete hierauf eine Abteilung seiner Leute weiter den Fluß hinauf an den Stanley Pool, wo ihnen die verlassene Regierungsstation Kimpoko angewiesen wurde. Hier führten sie ein höchst elendes Dasein, schossen Flußpferde und verkauften deren Fleisch an die Eingebornen zu den niedrigsten Preisen.

Große Hoffnungen hatten sie auf einen Dampfer gesetzt, den sie mit an den Kongo gebracht hatten. Die einzelnen Teile desselben wollten sie auf Rollwagen, die von einer Lokomobile gezogen werden sollten, am Fluß hinaufschaffen. Aber sie erwies sich als nutzlos und stand jahrelang rostend an der Flußmündung. Man brachte sie nicht einmal an den Fuß der Berge, geschweige über diese hinüber. Schließlich kaufte sie die Eisenbahngesellschaft für den Betrieb einer Pumpe. Endlich ging man daran, die Dampferteile durch gemietete Träger an den Stanley Pool schaffen zu lassen. Man kam damit aber nur bis Isangala, etwa 50 engl. Meilen weit. Da fand man die Geschichte doch zu kostspielig und zu schwierig. Flugs wurde alles wieder zurücktransportiert und der Dampfer an der Flußmündung zusammengesetzt, um ihn für den Gütertransport nutzbar zu machen. Als Frachtdampfer sollte er nicht nur sich selbst bezahlt machen, sondern auch die Mission unterhalten. Aber bis er zusammengesetzt und in Dienst gestellt war, fingen die Oceandampfer an, die Güter direkt den Fluß hinauf nach Matadi zu befördern und an der Kopfstation der eben begonnenen Eisenbahn zu löschen. Damit scheiterte auch dieses letzte Projekt und der Dampfer erwies sich als zwecklos.

So hat das Taylor'sche Missionsunternehmen viel Geld, Zeit, Kraftaufwand und Menschenleben gekostet, ohne daß dabei etwas zur Förderung des Reiches Gottes herausgekommen wäre. Die einzige namhafte Arbeit geschieht von einem Fräulein Kildare, die sich ganz allein in einem kleinen Holzhaus an einem Flußarm in der Nähe der Kongomündung niedergelassen hat und, im Besitz von einigem Privatvermögen, in aller Stille im Segen wirkt. Bischof Taylor aber hat sich durch die traurigen Erfahrungen, die seine Leute am Kongo gemacht haben, nicht belehren lassen, und es giebt auch noch Leute genug in Amerika, die ihm Heeresfolge leisten. Etwas mehr Erfolg scheint er in Angola zu haben, wo er sechs Hauptstationen und vier Außenplätze angelegt hat. Er hat hier 22 Missionare und sechs

Nationalgehilfen stehen. Nach seiner Angabe im Christian erhalten sich die Stationen selbst und warfen im letzten Jahr durch Handel und Viehzucht noch einen Reingewinn von £ 629 ab. Großes Gewicht legt Taylor auf Loskauf und Gewinnung von Kindern, um schon frühzeitig das Christentum in ihnen zu pflanzen. Von Zeit zu Zeit besucht der greise, aber noch immer rüstige Bischof seine westafrikanischen Missionsposten.

Mit ähnlichen Grundsätzen trafen etwas später vier Missionare am Kongo ein, die von einer Gemeinschaft hinausgesandt wurden, die die „Heilung durch den Glauben" vertritt und an deren Spitze ein Herr Simpson in New York steht. Sie wollten, obschon mit nur geringen Geldmitteln versehen, im Innern des Landes eine Mission anfangen und sich von ihrer Hände Arbeit nähren. Kaum waren sie am Kongo gelandet, als sie vom Fieber ergriffen wurden. Von Medizin und ärztlicher Behandlung mochten sie keinen Gebrauch machen und so starb schon in der ersten oder zweiten Woche ihr Führer. Auch die Enttäuschung ließ nicht lange auf sich warten. Sehr bald erkannten sie die Unausführbarkeit ihres geplanten Unternehmens, die wenigen Geldmittel waren in kurzem aufgebraucht und zu alledem entstanden noch Meinungsverschiedenheiten zwischen den drei Ueberlebenden. Da sie zur Rückkehr kein Geld mehr besaßen, so sahen sie sich genötigt, irgendeine Anstellung an der Küste zu suchen, um sich die Rückfahrt zu verdienen. Später ist diese Mission nach andern Grundsätzen wieder aufgenommen und neuerdings sehr verstärkt worden. Sie führt den Namen Evangelical Missionary Union und hat ihr Arbeitsfeld nördlich von Matadi gefunden.

Es kann einen nur freuen, wenn in dem weiten Kongogebiet eine rege Missionsarbeit entfaltet wird und wenn die zahlreichen Völkerstämme nicht dem alleinigen Einfluß der Beamten, der Geschäftsleute und abenteuernder Industrieritter überlassen bleiben; aber bedauerlich ist, wenn amerikanische Sekten sich den Kongo zum Versuchsfeld ihrer planlosen Missionsunternehmungen erwählen. Dadurch wird trotz aller Opfer kein bleibender Erfolg erzielt und die Missionssache in den Augen kritischer Beurteiler zum Nachteil fürs ganze Missionswerk heruntergesetzt.

Selbst die amerikanische Sekte der Adventisten hat sich in letzter Zeit am untern Kongo niedergelassen. Ueber ihre Arbeit verlautet noch nichts (Bentley, life on the Congo).

Ueber die im oberen Kongogebiet von Katanga bestehende Mission des Freimissionars Arnot liegen uns keine neueren Berichte vor. Nach Gundert (ev. Mission ꝛc.) haben sich die Missionare nach dem Tode des Häuptlings Msiri, der im Kampf gegen den Freistaat

fiel und dessen Hauptstadt Bunkeya, zerstört wurde, auf das rechte Ufer des Lufira-Flusses zurückgezogen und eine Station am Ort Lufoi angelegt.

Im französischen Kongogebiet hat die Pariser evangel. Mission die beiden ehemaligen presbyterianischen Stationen Talaguga (1892) und Lambaréné (1893) übernommen. Auf jener stehen zwei ordinierte und ein unordinierter, auf dieser zwei ordinierte Missionare, die sämtlich verheiratet sind. Ein sechster lediger Missionar ist letzten Juli gestorben und soll in allernächster Zeit vorläufig durch einen verheirateten Lehrer ersetzt werden. Die Stationen liegen beide flußaufwärts auf dem rechten Ufer des Ogowe.

Zu erwähnen wäre auch noch die Arbeit der Bostoner Mission (des American Board) auf dem Hochland von Bailundu und Bihe hinter Benguella, wo in den vorigen Jahrhunderten unter dem Einfluß und Schutz der portugiesischen Herrschaft die katholische Mission ihre Triumphe feierte. Heute sind davon nur noch wenige äußere Spuren wahrnehmbar. — Der American Board arbeitet seit 1881 auf diesem harten Boden und hatte 1892 auf 3 Stationen 7 ordinierte Missionare, 1 Arzt und 5 eingeborne Gehilfen stehen. Eine neue Station (Sakandschimba) ist erst kürzlich im Mittelpunkt einer zahlreichen Bevölkerung angelegt worden. Das Werk ist im letzten Jahr trotz des verminderten Arbeiterpersonals erfreulich fortgeschritten. Die beiden Gemeinden haben nach innen und außen zugenommen; auch die Schülerzahl hat sich vermehrt. Ebenso haben die Uebersetzungs- und Druckarbeiten einen guten Fortgang genommen. (Miss. Herald 1893 u. 1894.)

---

## b) Neuestes und Vermischtes.

**Kamerun.** Von den Basler Missionaren in Kamerun sind auch im letzten Jahr wieder verschiedene größere Predigtreisen ins Innere des Landes gemacht worden. So führte Miss. Autenrieth im Mai und Juni eine fast sechswöchentliche Reise nach den nördlich und nordöstlich vom Aboland gelegenen Gegenden aus, die ihn mit Gebieten bekannt machte, die bis jetzt von Weißen noch nicht bereist sind. Er erreichte im Nordosten die Wasserscheide der Zuflüsse des Wuri und Mbam oder Sanaga. Im Quellgebiet des Mabombe (Dibombe) kam er bis zu einem schönen, hochgelegenen, weit ausgedehnten Gras- und Palmenland, das die unteren Regionen eines Hochgebirges bildet. Weitere Mitteilungen über jene Gebiete stehen noch aus. Dagegen hat Autenrieth eine Kartenskizze über die von ihm bereisten Gegenden eingesandt. — Von dem schönen Nkosi-Berg-

land (vergl. Miss.Mag. 1894, S. 148 ff.), wo das Jahr zuvor Beziehungen angeknüpft wurden, sind neuerdings wieder dringende Einladungen an die Missionare in Abo gelangt. Eine dahin geplante Reise wurde leider durch schlimme Gerüchte vereitelt. Nach neueren Berichten soll auch seitdem der der Mission günstig gesinnte junge Häuptling Sona von Nyasoso gestorben sein. Immerhin behält man jenes Bergland im Auge und als Vorposten hiefür, wie überhaupt für das Vordringen nach Norden und Nordosten, gedenkt die Basler Mission demnächst eine Versuchsstation im Hügelland von Yabasi, oberhalb der Stromschnellen des Wuri, unter den Basa beim Dorfe Lokyamba anzulegen und mit einem Missionar zu besetzen. — Von der Hauptstation Bethel aus ist man den Lungasi hinauf gereist und hat dem Volk der Elungasi das Evangelium gebracht, sowie vom südlichen Lobethal aus den Bewohnern von Klein-Batanga. Eine Besuchsreise zu den am Mongo gelegenen Außenposten von Bonaberi wurde bis zum Elefantensee ausgedehnt. — In allen diesen Gebieten steht der Basler Mission ein großes Arbeitsfeld offen, dessen Besetzung und Bearbeitung aus Mangel an Nationalgehilfen leider nicht so schnell vor sich gehen kann, als es die gebotenen Verhältnisse wünschen lassen. Inzwischen ist es sehr erfreulich zu hören, daß die Christen von Abo die Ausbreitung des Evangeliums als ihre Pflicht erkennen und von sich aus durch Beiträge die Gründung und Unterhaltung von Außenposten zu fördern suchen.

Auf dem Kamerungebirge, das den Europäern längere Zeit verschlossen war, haben die Missionare jetzt wieder ungehindert Zugang, sodaß der Errichtung einer Gesundheitsstation in Buea nichts im Wege steht. In nächster Zeit soll deswegen an den Bau einer Wohnung gegangen und damit auch die Missionsarbeit an der Bergbevölkerung wieder aufgenommen werden. Bekanntlich hatte sich auch die katholische Mission das Bergdorf Buea zu einer Niederlassung ausersehen und es war von ihnen bereits ein Stück Land zu diesem Zwecke erworben. Infolge des unfreundlichen Verhaltens der Buea-Leute aber sahen sich die Katholiken veranlaßt, davon abzusehen und in dem vier Stunden weiter unten gelegenen Bonjongo eine Station anzulegen.

An dieser Stelle sei auch noch ein Wort über den in Deutschland erzogenen Kamerun-Neger Zampa gesagt. Wie bekannt, wurde seiner Zeit ein von ihm unter dem 6. Febr. 1894 an Pastor Schall in Cladow gerichteter Brief in mehreren Tagesblättern veröffentlicht. Aus demselben wurde damals mehr Aufhebens gemacht, als er verdiente. Doch mußten immerhin die darin enthaltenen Bemerkungen über die evangelische Mission überraschen. Zur Klärung der Sache

diene nachstehende Zuschrift von der Station Bonaku (d. 3. Juli 1894): „Die Bemerkung Zampas, daß in Kamerun, d. h. am Kamerunfluß, dem Sitz der Regierung, nur Katholiken und Baptisten, aber keine Evangelischen sich fänden, weil die evangelischen Missionare „bei den Buschmännern, weit ab von Kamerun" herumreisten, kann nur den Eindruck erwecken, als ob die Basler Mission hier im Küstengebiet entweder gar nicht vorhanden oder doch so unbedeutend sei, daß man sie vor lauter Katholiken und Baptisten nicht finden könne, während doch umgekehrt die Sache sich so verhält, daß die Basler Mission hier unbestritten die erste Stelle einnimmt und bei Weißen und Schwarzen so bekannt ist, wie in einem deutschen Dorfe der Pfarrer und das Pfarrhaus. Katholiken sind dagegen hier am Kamerunfluß gar keine vorhanden, sie haben bekanntlich ihre Stationen weiter südlich, am Sanagafluß und in Kribi (welch letzterer Ort Zampas Heimat ist). Nur die Baptisten entfalten außer der Basler Mission hier noch ihre Thätigkeit. Die Leitung dieser Mission liegt großenteils in den Händen eines eingebornen Predigers; ein Missionar und zwei alleinstehende Damen stehen an europäischem Personal dieser Mission zur Verfügung, und jeder Eingeborene weiß sie von der Basler Mission zu unterscheiden.

Zampa schrieb seinen Brief neun Tage nach seiner Ankunft, zu welcher Zeit er noch keine genauere Kenntnis über die hiesigen Verhältnisse hatte; zudem war ihm der Verkehr und die Verständigung mit den hiesigen Eingeborenen, infolge der Verschiedenheit, welche zwischen Zampas Kribisprache und dem hier gesprochenen Duala herrscht, nur in beschränktem Maße möglich. Seine unrichtige Aussage beruht daher auf Unkenntnis und Mißverständnis, wie dies auch aus nachstehenden Angaben des Missionar Stolz hervorgeht. Er schreibt: „Am 28. Januar dieses Jahres lief der ‚Admiral' in Kamerun ein, mit dem auch der von Pastor Schall erzogene Neger Zampa hier ankam. Am 11. Februar, also 14 Tage später, war hier auf der Basler Missionsstation Bonaku (Bethel), die 1½ Kilometer von dem Regierungsplatz entfernt liegt, deutscher Gottesdienst, zu welchem sämtliche hier wohnende Deutsche eingeladen wurden und dem auch Zampa beiwohnte. Am folgenden Sonntag, den 18. Febr, traf ich auf unserem nächsten Filial Bonadibong im Nachmittagsgottesdienst Zampa. Er stellte sich mir vor, und ich lud ihn ein, mich in meine Wohnung zu begleiten. Hier teilte mir Zampa mit, daß er einen Brief an Herrn Pastor Schall geschrieben habe, darunter auch, wie er sich vergeblich nach einer protestantischen Mission erkundigt habe; man habe ihm aber gesagt, es seien nur Katholiken und Baptisten hier, weshalb er Pastor Schall gefragt habe, ob er

sich zu den Katholiken oder Baptisten halten solle. Zampa drückte seine Freude aus, daß doch ein protestantischer Pastor hier sei. Ich teilte Zampa mit, daß die Basler Mission in allernächster Nähe der Regierung zwei Filiale, Bonaduma und Bonapriso habe, wo er jeden Sonntag, sowie auch jeden Morgen und Abend Gelegenheit habe, Gottes Wort zu hören. Auch lud ich ihn ein, mich so oft als möglich zu besuchen. Der Grund, aus welchem Zampa in den ersten Tagen seines Hierseins keine Kenntnis von unserer Mission erhalten konnte, ist neben der Sprachschwierigkeit, infolge deren er sich nur schwer mit den Eingeborenen verständigen konnte, hauptsächlich der Umstand, daß Zampa stets nach einer protestantischen Mission oder Kirche gefragt hat. Unter diesem Namen kennt kein Schwarzer die Basler Mission, diese wie auch die Europäer reden nur von ‚Basler oder evangelischer Mission'."

**Nyasaland.** Die Brüdermission im Kondeland hat nach dem Ausbau ihrer Anfangstation Rungue die Anlegung einer zweiten Station beim Dorfe Kibatata, im Gebiet des Häuptlings Muakibute in Angriff genommen. Sie soll den Namen Rutengania, d.h. Friede, erhalten und scheint nach den Berichten eine Tagereise südwestlich von Rungue zu liegen. Dagegen hat die in Aussicht genommene Gründung der dritten nördlicheren Station in Mereres Gebiet verschoben werden müssen, da die deutsche Regierung einen Kriegszug gegen die räuberischen Wahehe unternehmen wollte. Inzwischen haben die Brüder beschlossen, eine Versuchsstation in der stark bevölkerten Ebene zwischen den Flüssen Kibira und Mbaka (die beide in den Nyasa münden) anzulegen. Bei allem Festhalten des späteren Vordringens nach Norden erweist sich die Gründung einer Station, die dem See nahe gelegen ist und als Speditionsplatz der Mission dienen kann, immer mehr als Notwendigkeit, umsomehr als die bisherige Vermittlung des Verkehrs mit der Zeit von der Afrikanischen Seengesellschaft an die von der deutschen Regierung eingerichteten Verkehrsmittel übertragen werden soll. — Das Arbeiterpersonal der Brüdermission ist in letzter Zeit verstärkt worden (Miss.Bl. d. Brüdergemeine, XII. 1894).

Die Arbeit der Berliner Mission (I) im Nyasagebiet ist bereits auf 4 Stationen ausgedehnt worden. Der Anfangsstation Wangemannshöhe (1891) am Fuß des Livingstone-Gebirges folgte 1892 die Gründung der Station Manow, westlich von jener und 450 Fuß über dem Meer gelegen. Ende desselben Jahres kam als dritte Station Muakarere, 8 Stunden nordwestlich von Wangemannshöh und 550 Fuß hoch, hinzu. Eine vierte Niederlassung wurde 1893 versuchsweise im Süden auf der Halbinsel Ikombe im Nyasasee,

etwa 2 1/2 Stunden von der deutschen Militärstation Langenburg, angelegt. „Von da aus kann das ganze große Volk am Nordende des Nyasa ohne Schwierigkeit mit dem Wort des Lebens bedient werden." Inzwischen ist auch für die Vermittlung des Verkehrs auf dem Nyasa ein Stahlboot (der Paulus) dahin abgegangen. (Kratzenstein, Gesch. der Berliner Mission.)

**Japan.** Aus den Tagesblättern ist bekannt, wie groß und allgemein die Begeisterung der Japaner für den Krieg mit China ist. Diese Begeisterung hat auch die Christen und ihre Pastoren und Lehrer ergriffen, die nicht nur in den Erfolgen ihrer Waffen eine Frucht des Christentums und der christlichen Kultur erblicken, sondern auch für Koreas künftige Christianisierung das Beste hoffen. Die japanischen Christen haben von jeher ein Missionsinteresse für Korea gehabt, für dessen 12 Millionen nie etwas Rechtes geschehen konnte, so lange China zur Hebung seiner eigenen Bevölkerung nichts that und Japans Einfluß in Korea in eifersüchtiger Weise zu beschränken suchte. Christliche Prediger haben sich deshalb freudig zur Armee gestellt. Auch von den Doschischa haben sich einige als Krankenwärter der Armee angeschlossen, während sich die Witwe des bekannten Nisima nach Hiroschima begeben hat, um dort Verwundete zu pflegen. (The Christian, Nov. 1895.)

## Bücheranzeige.

**50 Bilder aus der Goßnerschen Kols-Mission,** mit erläuterndem Text und Karte. Von Missionsinspektor Kausch und Miss. Hahn. Verlag der Buchhandlung der Goßnerschen Mission. Berlin. Mk. 4

Es ist ein glücklicher Gedanke, ein ganzes Missionsgebiet in Bild und Wort vorzuführen und damit das Interesse für ein solches zu wecken. Das vorliegende Album mit seinen 50 schönen Ansichten und dem erklärenden Text ist eine Art von Festschrift, in der uns die 50jährige Arbeit und der gegenwärtige Bestand der Goßnerschen Mission unter den Kols aus Anlaß der diesjährigen Jubelfeier vorgeführt wird. Es zeigt uns I. Die Goßnersche Mission daheim (Vater Goßner und das neue Missionshaus), II. Die heidnischen Kols (in 8 Bildern), und III. Die Missionsarbeit unter den Kols (in 40 Bildern). Die Ausführung der Bilder (in Lichtdruck) ist sehr schön und der erläuternde Text (je 2 Seiten) bei aller Knappheit anschaulich und ansprechend. Man erhält dadurch eine gedrängte, reich illustrierte Geschichte der ganzen Kols-Mission. Die dem Album beigegebene, sehr sauber ausgeführte Uebersichtskarte ist dem in kurzem erscheinenden „Neuen Missionsatlas" von D. Grundemann entnommen. Im Blick auf das reichgesegnete Werk der Goßnerschen Mission muß es einen schmerzlich berühren, daß dieselbe nicht thatkräftiger von den deutschen Christen unterstützt wird, sodaß sie sich wieder vor ein drückendes Deficit gestellt sieht. Hoffentlich darf sie an ihrem demnächstigen Jubiläum die Liebe und Hilfe der Missionsfreunde in besonderem Maße erfahren. Das schön ausgestattete Album aber, das sie allen Missionsfreunden als Festgabe anbietet, empfehlen wir aufs wärmste.

**Kratzenstein,** D. Ed. **Kurze Geschichte der Berliner Mission in Süd- und Ostafrika.** Vierte vermehrte Aufl. 451 S. Buchhandlung der Berliner evang. Miss.-Gesellsch. Berlin. geb. Mk. 3.60.

Die Veröffentlichung der Geschichte einer Mission hat immer ihren Wert, indem man sich dadurch ohne Mühe über ihre Entstehung, Entwicklung und gegenwärtigen Stand unterrichten kann. Das vorliegende Werk hat noch dazu den Vorzug, daß es die Geschichte der Berliner Mission in gedrängter und übersichtlicher Form, sozusagen in Stationsbildern, giebt. Die 4. Auflage ist bis Ende 1892 fortgeführt, weshalb auch die Mission über dem Limpopo und am Nyasa in den Bereich der Darstellung hereingezogen ist. Verschiedene Bilder und Kartenskizzen, sowie eine Uebersichtskarte und ausführliche Statistik, sind wertvolle Beigaben.

**Merensky** A. **Deutsche Arbeit am Njassa, Deutsch-Ostafrika.** 368 S. Buchhandlung der Berliner Mission. Berlin. geb. Mk. 5.

Das vorliegende Buch empfiehlt sich schon durch seinen Titel, denn es enthält viel Neues und Interessantes aus Gebieten, die nicht nur vor kurzem noch wenig bekannt waren, sondern die auch unsere besondere Teilnahme beanspruchen. Es erzählt in eingehender Weise das von Berlin I ausgehende Missionsunternehmen unter den Konde im deutschen Njassa-Gebiet. Der Verfasser selbst, Missions-Superint. Merensky, führte als alter Afrikakenner die erste Expedition dahin, erkundete die Verhältnisse und legte den Grund zu der seitdem bis auf vier Stationen entwickelten Mission. Seine Darstellung beschränkt sich aber nicht auf tagebuchartige Mitteilungen, sondern geht weit über diesen Rahmen hinaus. Nach einigen Kapiteln allgemeineren Inhalts über die Kulturgeschichte Ostafrikas und die bisherige Missionsthätigkeit daselbst, schildert er die Reise an den Njassa über die schottischen Stationen im Schire-Hochland, giebt dann eine anschauliche Beschreibung des Kondelandes und erzählt die Gründung der vier Stationen und deren bisherige Entwicklung. Außerdem wird eine Fülle von Mitteilungen über jene Gebiete, über Reisen und Volksstämme, über Merere und die deutsche Militärstation Langenburg, über die Erlebnisse der Berliner Expedition und die der Brüdermission, über das Leben am Njassa ꝛc. geboten, sodaß man das Buch nur mit Spannung und Gewinn liest. Schöne Bilder und eine Karte erhöhen den Wert des Buchs. In sinniger Weise ist demselben ein Lesezeichen aus Rindenstoff von Konde beigegeben. Auch sonst ist die Ausstattung sehr ansprechend.

**Handmann** O. **Geschichte der lutherischen Mission** nach den Vorträgen des † Prof. D. Plitt. Neu herausgegeben und bis auf die Gegenwart fortgeführt. 372 S. A. Deichertsche Verl. (Georg Böhme). Leipzig 1895. Mk. 5.

Sehr bald nach dem Erscheinen des I. Bandes ist der II. Teil gefolgt. Dieser enthält zunächst die lutherische Heidenmission im 19. Jahrhundert und zwar: die deutsche (die der Leipziger, Hermannsburger, Schleswig-Holsteiner und der Neuendettelsauer); dann: die nordischen (die dänische, schwedische, finnische und norwegische) und die amerikanische. — Die andere Abteilung behandelt die Geschichte der lutherischen Judenmission. Man muß dem Verfasser Dank wissen, daß er es verstanden hat, das große Material in so gedrängter und übersichtlicher Form zu gruppieren und jede der einzelnen Missionen in einem abgerundeten Geschichtsbild darzustellen. Es scheint uns auch die Beurteilung eine möglichst objektive zu sein, auch wenn er bei Beurteilungen, wie sie z. B. die Hermannsburger Mission von ihm erfährt, Kritik übt. Sie fällt nicht herb aus, sondern hält sich an die geschichtlichen Ergebnisse und an die veröffentlichten Berichte.

---

*NB.* **Alle hier besprochenen Schriften können durch die Missionsbuchhandlung bezogen werden.**

ESK 69

**„Halte, was du hast."** Zeitschrift für Pastoraltheologie. Unter Mitwirk. v. Hofpred. D. F. Braun, Konsist.-Rat D. P. Kleinert und Oberkonsist.-Rat D. H. A. Köstlin, herausg. von D. Eug. Sachsse. XVIII. Jahrgang. 1894/95. Preis halbjährlich Mk. 4 — (Reuther und Reichard, Berlin.) Zu beziehen durch Missionsbuchhandlung Basel.

## Im Verlag der Missionsbuchhandlung Basel ist erschienen:

**Gedenkblatt der Basler Mission,** das Missionshaus, die beiden Kinderhäuser, mehrere hervorragende Persönlichkeiten und 25 Scenen aus den vier Missionsgebieten darstellend, schön in Farben ausgeführt. 2. verb. Ausg. 50 Pf. | Lakiert 5 Pfg. mehr.

**Vier Jahre gefangen in Asante.** Mit 11 Bildern. 80 S. 35 Cts. = 30 Pf.
„Die Geschichte von der Gefangenschaft und Befreiung der Missionare Ramseyer und Kühne gehört mit zu den ergreifendsten Ereignissen in der Missionsgeschichte." (Missionsfreund)

**Layer,** Pfr. **Lebensbild** und **Zeugnisse** der Wahrheit. kart. Fr. 1 | Lwd. Fr. 1.25.
Ein liebliches Bild wird uns hier von dem Leben eines treuen Zeugen Jesu Christi, eines unermüdlichen Arbeiters am Werk der Mission vorgeführt. Es ist tief beweglich, zu sehen, wie die Missionsliebe des Vaters, eines einfachen, aufrichtig frommen Schuhmachers, das beste Erbe des Sohnes geworden ist 2c. (Christl. Bücherschatz 1892.)

**Bohner,** Miss. **Im Lande des Fetischs.** Ein Lebensbild als Spiegel afrik. Volkslebens. Mit 24 Bildern. 288 S. broch. Mk. 2. | geb. Mk. 3.
Eine vortreffliche Schilderung des heidnischen Volkslebens. Die Darstellung ist interessant und packend. 24 hübsche Bilder schmücken das Buch und veranschaulichen die Erzählung. (Berliner Missionsfreund.)

**Jäger Afrikaner,** der bekehrte Räuberhauptmann. 6. Aufl. Mit 7 Bildern. 32 S. 10 Pf.

**Priscilla,** die Sklavin. Von Miss. Matthissen. 2. Aufl. Mit 5 Bildern. 10 Cts. = 10 Pf.

**Das Evangelium unter den Bauern der Tschongkoßberge.** 2. Aufl. 20 Cts. = 15 Pf.
Die durch acht charakteristische Holzschnitte geschmückte Schrift giebt eine, Missionsfreunden gewiß sehr willkommene Darstellung der gedeihlichen Entwicklung chinesischer Christengemeinschaften. (Christl. Volksbote.)

**Kinzler** A. **Das Schriftzeugnis von Jesus, dem Sohne Gottes.** 60 S. 50 Cts. = 40 Pf.
„Der exegetisch und dogmatisch wohlgeschulte Verfasser verteidigt die Gottheit Christi markig und durchschlagend aus der heil. Schrift gegen den Nationalismus der neueren Theologie mit ihrer Vergottung des Menschen Jesus... Es ist ein herzerquickendes, mutiges Zeugnis für unsern alten Glauben, das in jedem gläubigen Christenherzen lebhaften Wiederhall finden wird." (Christl. Bücherschatz 1893.)

**Kolorierte Missionsweltkarte 1891** mit Beilage: „Ruf an das Christenvolk." 20 Pf.
„Es kann nicht oft genug auf diese vorzügliche Missionsweltkarte und das sie erklärende Schriftchen hingewiesen und zur Verbreitung desselben aufgefordert werden." (Berliner Missionsfreund.)

Neues **Missionsbilderbuch** in Farbendruck. Heft I—IV à 75 Pf. | geb. in 1 Bd. Mk. 3.50.

**Bohner,** Miss. **Kommt herüber** nach Kamerun und helft uns. Mit 7 Bildern. 10 Pf.

**Joseph Nisima,** Gottes Führung im Leben eines Japaners. 20 Cts. = 15 Pf.
„Das Büchlein bietet eine lehrreiche, anregende und interessante Lektüre dar." (Berliner Missionsfreund.)

**Limbach** S. **Bilder** aus dem **südindischen Volksleben.** 48 S. 15 Pfg. = 20 Cts.
„Führt in vortrefflicher Weise in die Kenntnis des indischen Volkslebens ein und ist in anschaulicher interessanter Darstellung geschrieben." (Berliner Missionsfreund.)

**Der Sieg des Evangeliums auf der Südseeinsel Aniwa.** J. Patons II. Teil. 20 Cts.
„Das Büchlein ist ein ergreifendes Zeugnis von der Gotteskraft des Evangeliums, wie dasselbe eine umwandelnde Macht auf Menschenfresser ausübt. Es erzählt die segensreiche Wirksamkeit des Miss. Paton." (Berliner Missionsfreund.)

**Karl Buck.** Ein afrik. Missionsleben. Von Miss. Huppenbauer. Mit 13 Bildern. 25 Ct.
„Jeder Leser muß mit Bewunderung auf solch ein afrikanisches Missionsleben schauen und wird durch dasselbe eine heilsame Anregung für das eigene Glaubensleben erhalten. Auch führt das Büchlein in lebendiger fesselnder Darstellung in die Kenntnis der Mission an der Goldküste." (Berliner Missionsfreund.)

## Für Sonntagsschulen und Kleinkinderschulen zu Weihnachts-Geschenken:

**Missionstraktate** mit Bildern und bunten Umschlägen. 84 Nummern à 4 Pfg.
**Missionsbilder,** kolor. mit Versen: 3. Ostafrika, 4. China, 5. Grönland, 6. Kamerun à 5 Pf.
**Kindertraktate,** von Stuttgart à 4 Pfg. von Nonnenweier à 2 u. 4 Pfg., kolor. 5 Pf.
— — mit je 6 kolorierten Bildern. 2 Serien. à 5 Pfg.
**Palmzweige** von Ziethe, 324 Nummern à 6 Pfg.
**Immergrün.** Erzählungen für die christliche Jugend. 84 Nummern à 10 Pfg.
**Fleißkärtchen** für Sonntagsschulen. 60 Stück 30 Pfg. u. 96 Stück 50 Pfg.
**Biblische Bilder,** Stuttgarter 100 Stück sortiert Mk. 2.50. Kleine 100 Stück Mk. 1.50
— — Basler, 100 Stück Fr. 4. Kleine 100 Stück Fr 2.
— — Lahrer, 50 Stück sortiert größere Mk. 2.50, — kleinere Mk. 1.50
**Biblische Bilderbücher,** 8 Hefte à 25 Pfg., 2 Hefte à 30 Pf., 5 à 50 Pf., 4 à Mk. 1.20
**Weil ich Jesu Schäflein bin.** 4 Bilderbücher à Mk. 1.25
**Aus Kinderstube und Gottesgarten.** 12 Bilderbücher à 50 Pfg.
**Blumenkarten,** mit Bibelspruch, von 2 Cts. an per Stück, in reichster Auswahl.
**100 Bibelsprüche** in Farbendruck. 4 Serien à Mk. 1.
**Neujahrs-, Geburtstags- und Weihnachtskarten** von 10 Pfg. an.
**Wandsprüche in Silberdruck** auf grünem und auf weißem Carton à 30, 40 u. 60 Pf.
— — mit Engel à 25 Pf., mit Raphael-Engel 30 Pf., in Kreuzform à 40 Pf.
— — mit farbigem Bild (Jesus segnet die Kinder) à 40 Pf.
**Missionsbüchse** mit nickendem Neger Fr. 4.25 = Mk. 3.40; kleine, nicht nickend Fr. 1.50

#427340011

# Inhalt.


| | Seite |
|---|---|
| **Korea** | 1 |
| **Eine japanische Sekte** | 15 |
| **Zweiundvierzig Jahre unter den Indianern und Eskimo** | 18 |
| **Erläuterung zu dem Bild** | 28 |
| **Missionszeitung:** a) **Rundschau:** Das Kongogebiet | 33 |
| b) **Neuestes und Vermischtes** | 43 |
| **Bücheranzeige** | 47 |



## Im Verlag der Missionsbuchhandlung Basel sind neu erschienen:

**Joseph Josenhans.** Ein Lebensbild von J. Hesse. 325 S. Mit Bildnis. geb. Mk. 2.

Eine Biographie von Josenhans, dieses so bedeutenden Missionsmannes und langjährigen Leiters der Baslermission, der ihr so mächtig den Stempel seines Geistes aufgedrückt hat, war schon lange von vielen gewünscht worden; nun ist sie endlich da, und der Mann wird dadurch vor uns lebendig in seiner geistesmächtigen Art, in seiner Kraft und Energie, in seinem oft fast königlichen Auftreten, in seiner Fähigkeit, die Menschen und Verhältnisse zu durchschauen in seiner Glaubensweite und oft kindlichen Herzlichkeit.

(Christlicher Volksfreund.)

**Bilder aus Bengalen.** Erinnerungen eines alten indischen Missionars. 10 Cts. = 10 Pf.

**Römer. Kamerun.** Land, Leute und Mission. 7. ergänzte und vermehrte Aufl. 52 S. Mit neuer Karte und 12 Bildern. 25 Cts. = 20 Pf.

**Zaremba,** Dr. Felician. Ein russischer Edelmann als Missionar. 66 S. 30 Cts. = 25 Pf.

„Eine ergreifende Lebensbeschreibung, Gottes wunderbare Gnadenführung an dem russischen Grafen Zaremba, der alle Herrlichkeit dieser Welt drangab und Missionar in Basel wurde. Die Erzählung ist vortrefflich und das Büchlein sehr zu empfehlen."

(Berliner Missionsfreund.)

**Der Götze Odente.** Ein Bild aus dem westafrikanischen Heidentum. 10 Cts. = 10 Pf.

**Ev. Missionskalender 1895.** Mit schönem Farbendruckbild „Der barmherzige Samariter" und 7 Holzschnitten. (Auf 5 Exemplare 1 Freiexemplar.) 25 Cts. = 20 Pf

**Aganda.** Das Evangelium an den Ufern des Viktoria Njansa. 64 S. 25 Cts. = 20 Pf.

**Zwölf Bilder aus der Missionswelt** mit Erklärungen. Heft V u. VI à 10 Cts. = 10 Pf.

Heft I—IV in **zweiter,** teilweise **veränderter** Auflage mit mehreren neuen Bildern.

„Sehr geeignet, durch Bild und Wort das Interesse für die Mission bei der Jugend zu wecken. Jedes der Hefte enthält 12 Bilder und dazu noch eines auf dem Umschlag. Es wird also sehr viel für geringen Preis geliefert."

(Berliner Missionsfreund.)

**In Trübsal bewährt.** Aus dem Leben eines chinesischen Christen. Zugleich ein Bild aus der chinesischen Gerichtspflege. Mit 9 Bildern. 10 Cts. = 10 Pf.

„Läßt uns einen ergreifenden Blick thun in den Sumpf chinesischer Gerichtspflege voll schreiender Ungerechtigkeit und gelbsaugerischer jahrelanger Verschleppung."

(Allgem. Schweizer Zeitung.)

**Eckhardt,** Dr. **Land, Leute und ärztliche Mission auf der Goldküste.** Mit 10 Bildern. 32 Seiten. 10 Cts. = 10 Pf.

„Diese vortreffliche, anziehend geschriebene und lehrreiche Schrift ist recht geeignet, Interesse zu wecken in die ärztliche Mission. Die Schilderung von Land und Leuten wird durch die beigegebenen Bilder besonders anschaulich und interessant."

(Berliner Missionsfreund.)

**Der Heiden Not, der Christen Pflicht.** 10 Cts. = 10 Pf.

„In ergreifender Weise stellt die Verfasserin vor Augen, was sie selbst von dem Elend der Heiden in Indien und China gesehen hat. Die Schrift ist recht geeignet, die Christen für das Werk der Mission zu erwärmen."

(Berliner Missionsfreund.)

**Ins Innere von Kamerun.** Missionsreise von Autenrieth. 32 S. Mit 7 Bildern. 10 Cts.

„Dieses mit 6 neuen Bildern nach an Ort und Stelle aufgenommenen Photographien geschmückte Schriftchen giebt uns ein überaus anschauliches Bild von Land und Leuten."

(Christl. Volksbote.)

**Gowinda,** der Elefantenführer Ein Lebensbild aus Malabar. Von Dr. H. Gundert. Mit 10 Bildern. 40 S. 25 Cts. = 20 Pf.

„Dies Lebensbild zeigt uns in ergreifender, vortrefflicher Darstellung etwas von der Kraft und segensreichen Wirkung der Basler Mission in Malabar. Jeder Leser dieser Schrift wird einen Segen davon haben."

(Berliner Missionsfreund.)

## Neu erschienen und bei uns vorrätig sind:

**Spurgeon** C. F. **Das Evangelium des Reiches.** Eine volkstümliche Erklärung des Ev. Matth. Mk. 3.75. | geb. Mk. 4.50.

**Hilty,** Prof. **Lesen und Reden.** geb. Fr. 3.

**Bugge,** Prof. **Das Johannes-Evangelium ausgelegt.** Mk. 6.50. | geb. Mk. 7.50.

**Strack** und **Zöckler. Kommentar zu der hl. Schrift A. und N. T.** komplet Mk. 87.

Der dritte Jahrgang der **Württ. Perikopen.** Textentwicklung und Predigtentwürfe. Von Dekan Hole, Hofprediger Dr. Braun und Pfr. Feldweg. 8 Liefg. à Mk. 1.

**Spyri. Einer vom Hause Lesa.** geb. Mk. 3.

**Ziegler,** Direktor. **Grüne Blätter für meine Söhne.** Zweiter Band. geb. Mk. 3.20.

**Oettli,** Prof. **Ideal und Leben.** geb. Fr. 5.50.

**Kirchengeschichte,** Württembergische. geb. Halbfrzbd. Mk. 12.

**Frommel** Emil. **Nachtschmetterlinge.** 226 S. Mk. 2.50.

**Losungen der Brüdergemeine.** 1895. geb. 75 Cts. = 60 Pf. | Lwd. Mk. 1.

**Abreißkalender** mit den Losungen der Brüdergemeine 1895. 70 Pfg.

**Der christliche Hausfreund.** 1895. Abreißkalender. Mk. 1.

**Buchner,** Miss.-Dir. C. Acht Monate in Südafrika. Mk. 1.60.

**Schneller** L. Apostelfahrten. broch. Mk. 4.80. | geb. Mk. 6.

Adresse aus Deutschland: **Missionsbuchhandlung, Leopoldshöhe,** Baden.



L. Reinhardt, Buchdruckerei. Basel.

Neue Folge. Februar 1895. XXXIX. Jahrgang.

# Evangelisches Missions-Magazin

Im Auftrag des Basler Missions-Komites herausgegeben von **P. Steiner** in Basel.

**Basel,** Verlag der Missionsbuchhandlung.

Preis für Deutschland Mk. 5; — für die Schweiz Fr. 5.60.

In Amerika zu bestellen bei Rev. G. Berner, 148 Watson Str., Buffalo N.Y. Preis $1.25

**Eingetragen in der deutschen Post-Zeitungspreisliste Nr. 2225.**

**Der Abdruck einzelner Artikel ist nur mit Erlaubnis der Verlagshandlung gestattet.**

LESK 69

# Evangelisches Missions-Magazin.

In Monatsheften zu je 3 Bogen mit Illustr., dazu als Anhang „Bibelblätter."
Preis im Buchhandel u. Postabonnement Mk. 5.
direkt unter Kreuzband franko für Deutschland Mk. 5.—, für die Schweiz Fr. 5.60.

„Diese durch ihr Alter ehrwürdige und um die Verbreitung der Missionskenntnis sehr verdienstvolle Zeitschrift behauptet bis auf diesen Tag in der Missionslitteratur ihren ehrenvollen Platz. Besonders wertvoll ist die Rundschau, welche sich in jedem Heft findet." Dieselbe führt den Leser durch alle Länder der Erde, wo Mission getrieben wird, und orientiert über den Stand derselben und die neuesten Ereignisse. Auch sonst ist der Inhalt ein sehr reichhaltiger und lehrreicher, neue Missionsgedanken und Anschauungen hervorrufend. Außer den schönen Bildern, welche immer in besonderer Darstellung erklärt werden, werden auch gute Spezialkarten von einzelnen Missionsgebieten beigegeben. Möchte dieses Blatt immer mehr Verbreitung finden; es eignet sich besonders zur Lektüre für Gebildete." (Berliner Missionsfreund 1893, Nr. 3.)

# Der evangelische Heidenbote.

**67. Jahrgang. Monatlich 1 Bg. groß Quart mit Illustrationen.**

**Preis Mk. 1.— Kreuzbd. Deutschland Mk. 1.40. — Kreuzbd. Schweiz Fr. 1.50.**

**Mecklenburger Sonntagsblatt:** „Beide Blätter (Miss.-Mag. und Heidenbote), die sich einer weitet Verbreitung erfreuen, sind allen Missionsfreunden warm zu empfehlen; sie sind reichhaltig in ihrem Inhalt anschaulich und lebendig in den Berichten von den verschiedensten Missionsgebieten; besonders werthvoll werden die Blätter durch die in beiden sich findenden Bilder, welche die uns sonst so fremden Verhältnisse, unter dene' die Mission arbeitet, dem Leser vor Augen rücken."

Für möglichste Bekanntmachung obiger Zeitschriften zur Gewinnung von neuen Abonnenten sind wir dankbar.

**Probe-Nummern von beiden Zeitschriften stehen gratis zu Diensten.**

## Zur Erbauung und Belehrung!

Im Verlag der Missionsbuchhandlung in Basel ist erschienen:

**Aehren aus Gottes Erntefeld.** Geschichten zum Evangelium Johannis. Von W. Haslam 168 S. Mit Titelbild. eleg. broch. Fr. 1.25 = Mk. 1. | geb. in Lwd. Fr. 2 = Mk. 1.60.
„Herzergreifende kurze Zeugnisse von der Macht Gottes an den Menschenherzen..... Wer die Geschichten Haslams in die Hand nimmt, den lassen sie nicht wieder los." (Allg. Schweizer Ztg.)

**Wagner-Groben,** Pfr., **Himmlisches Licht ins irdische Dunkel.** Zeugnisse von Gottes Gnadenführungen mit seinen Kindern. Dritte Aufl. broch. Fr. 2 = Mk. 1.60.
eleg. in Lwd. geb. Fr. 3. | mit Goldschn. Fr. 3.25 = Mk. 2.60.

**Wagner-Groben,** Pfr., **Jakobs Pilgerleben** oder: Menschliche Sünde und Gottes Erbarmen. **Sechste** Aufl. broch. Fr. 2 = Mk. 1.60.
eleg. in Leinwd. geb. Fr. 3 = Mk. 2.40. | mit Goldschn. Fr. 3.25 = Mk. 2.60.

**Wagner-Groben,** Pfr., **Vom Tabor bis Golgatha.** Zum Verständnis der Leidensgeschichte Jesu Christi. (386 S.) Sechste Aufl. broch. Fr. 4 = Mk. 3.20.
eleg. in Lwd. geb. Fr. 5.25 = Mk. 4. 20. | mit Goldschn. Fr. 5.60 = Mk. 4.50.

**Wagner-Groben,** Pfr., **Die Macht des Gebets.** Zum Verständnis von Jesu Gebets-Verheißungen. (174 S.) Fünfte Aufl. broch. Fr. 2 = Mk. 1.60.
eleg. in Lwd. geb. Fr. 3 = Mk. 2.40. | mit Goldschn. Fr. 3.25 = Mk. 2.60.

**Pfr. Wagner-Groben.** Sein Leben und Wirken. Von Pfr. E. Hahnemann. Mit Photogr. 183 S. broch. Fr. 2 = Mk. 1.60. | in Lwd. geb. Fr. 3 = Mk. 2.40.
„Die Bücher, die Pfarrer Wagner hat ausgehen lassen, gehören bekanntlich zum Besten, was die christliche Volks- und Erbauungslitteratur aufzuweisen hat, sind auch von der Kritik allseitig überraschend günstig aufgenommen worden..... Die vorliegende Biographie bietet nicht bloß reiche Belehrung; der Lebensgang des Gottesmannes Wagner ist so interessant, daß die Darstellung auch recht eigentlich spannend wirkt. Wir wünschen dem Büchlein allenthalben Eingang in Haus und Familie und nicht zum wenigsten auch in Volksbibliotheken."
(Blätter für christl. Schule 1888, Nr. 51.)

**Wagner-Groben,** Pfr. **Das Jünglingsleben im Lichte des Evangeliums.** Mit Lebensabriß des Verfassers. 5. Aufl. Preis 25 Ct. = 20 Pfg. | eleg. in Lwd. geb. 75 Ct. = 60 Pfg.
„Sehr beherzigenswerte Worte des durch andere Erbauungsschriften bereits rühmlichst bekannten Verfassers über des „Jünglings Ehre und Pflicht". .....Wir halten das Büchlein für Jünglingsvereine und zu Geschenken an Confirmanden aufs Dringlichste empfohlen."
(Schlosser, Christl. Bücherschatz IV. Jahrgang. 1882. S. XVI.)

**Wagner-Groben.** Die **Treue im Dienen** und ihr Lohn. 10 Cts. = 10 Pf.

— **Die Stellung und Aufgabe der christlichen Frau.** Ein Wort an alle Frauen und Jungfrauen. 20 Cts. = 15 Pf.
Zwei köstliche Schriften. Der selige Verfasser verstand es in so ganz besonderem Maße, der Bibel jene praktischen Gedanken abzulauschen, durch welche sie für alle Stände und Geschlechter eine unerschöpfliche Fundgrube der Weisheit wird. Auch die beiden vorliegenden Schriftchen offenbaren diese Gabe und verdienen durch ihren milden Ernst weiteste Verbreitung. (Monatsbl. für innere Mission, 1893, Nr. 12.)

**Schrenk** E. Das **Jungfrauenleben** im **Lichte des Evangeliums.** Zweite, mit Rücksicht auf Konfirmanden veränderte Auflage. 25 Cts. = 20 Pf. | geb. 75 Cts. = 60 Pf.
„In schlichter, lebensvoller, die besonderen sittlichen Gefahren der weiblichen Jugend taktvoll berührender und für die Bethätigung eines lebendigen Christentums freundlich werbender Weise giebt der Verfasser aus reicher Erfahrung geschöpfte, treu gemeinte Ratschläge für die Erziehung und weitere Ausbildung der Töchter. Die in echt evangelischem Geiste geschriebene Schrift ist christlichen Jungfrauen zur Beherzigung zu empfehlen."
(Litteraturbericht für Theologie.)

**Miescher,** Pfr. **Göttliches** und **Menschliches** im Spiegel der Geschichte Josephs. 20 volkstümliche Betrachtungen. 2. Aufl. 184 S. broch. 75 Cts. = 60 Pf. | geb. Fr. 1.50 = Mk. 1.20.

p 73-82

Mekka-Karawane.

# Einiges aus dem Kapitel von der Missionsfürbitte.

Von Paul Eppler, Pfr.

Gewiß mehr denn einer ist vom letzten Basler Missionsfest heimgekehrt unter dem Eindruck, daß er durch seine Teilnahme an diesem Feste eine große Verpflichtung und schwere Verantwortung auf sich genommen habe. Darunter soll nun nicht die moralische Verpflichtung verstanden werden, in seinen Kreisen für die Basler Mission einzustehen und in seinem Teile dafür zu sorgen, daß sich ihr immer mehr teilnehmende Herzen und spendende Hände erschließen. Wir handeln hier vielmehr von der moralischen Verpflichtung zur Missionsfürbitte, daran die Festgäste zu wiederholtenmalen und aufs eindringlichste sind erinnert worden. Nach einer kaum fehlgehenden Beobachtung empfahlen fast die Hälfte sämtlicher Redner das Missionswerk im allgemeinen oder ihre besondere Arbeit der eifrigen Fürbitte der Hörer.

Sobald man solche Aufforderungen zur Fürbitte nicht als Phrasen betrachtet, womit nun einmal in solchen Kreisen ein Bericht nicht ungern geschlossen werde, sie vielmehr als ernstgemeinten Appell zu Herzen nimmt, sobald fühlt man die Last und die schwere Verantwortung, die sich einem damit aufs Gewissen legt. Denn man darf sich doch nicht verhehlen, daß die Leiter der Mission bei ihren Beratungen und Beschlüssen wie die Missionare draußen bei ihrer Arbeit auf solche Fürbitte zählen, die ihnen an den Jahresfesten jeweilen aufs neue stillschweigend verbürgt zu werden scheint. („Es giebt uns Missionsarbeitern, erklärt deren einer, draußen einen festen Halt und starken Trost, daß wir wissen: wir da draußen sind es nicht allein, die arbeiten und kämpfen, sondern es sind ihrer viele in der Heimat, die mit und für uns arbeiten, kämpfen und beten.“*) Andererseits wird auch kein nüchterner Beobachter leugnen

*) Ev. Heidenbote 1890 S. 89.

können, daß allerdings die meisten mit dem Vorsatze heimkehren, in Zukunft fleißiger für die Mission zu beten und namentlich dieses oder jenes Zweiges der Arbeit, des einen oder andern Missionars fürbittend zu gedenken, daß aber in vielen, wenn nicht gar in den meisten Fällen diesem Vorsatze nicht sehr lange nachgelebt wird; woraus sich dann eine Gewissensbelastung ergiebt, deren Gewicht zu empfinden wir leider vielfach zu stumpf geworden sind durch die Gewohnheit.

Wie viele aber seufzen doch auch darunter, daß sie ihren Fürbitte-Verpflichtungen nicht nachkommen, daß sie nach jedem Anlauf wieder ermatten! Und wie viele besitzen denn die geistliche Kraft, dem Ansuchen der Missionsarbeiter nachzukommen und Fürbitter im Geist und in der Wahrheit zu werden, die den Kampf mit all den finstern Mächten des Heidentums aufnehmen können, darein wir doch notwendig verstrickt werden, stellen wir uns als Fürbitter wirklich in die Reihen der Missionsstreiter! Ist es am Ende nicht sogar bedenklich, jemandem einen Kampf zuzumuten, dem seine Kräfte nicht gewachsen sind? — Unter dem Eindruck der großen Verantwortung, die mit der Aufforderung zur Missionsfürbitte uns zugemutet wird, sind die nachstehenden Ausführungen aufgezeichnet worden, die von der biblischen Begründung und praktischen Bethätigung der Missionsfürbitte so zu handeln versuchen, daß vielleicht das Nachdenken des einen oder andern Missionsfreundes auf diese heilige Sache hingelenkt wird; woraus dem Ernstgesinnten vielleicht eine Frucht erwachsen möchte, die dann wieder der Mission selbst irgendwie zugute käme. Indessen ist es hier nicht auf eine erschöpfende biblische Begründung der Verpflichtung zur Missionsfürbitte abgesehen, wobei ja auch manch Abgeleitetes und Zweifelhaftes gewiß mitlaufen würde; wir beschränken uns auf die klaren Worte des Herrn und des großen Heidenapostels, darin wir allerdings eine solche Verpflichtung für Jünger Jesu ausgesprochen zu finden vermeinen. Das Endurteil verbleibe dem erwägenden Leser.

1. Wenn die drei ersten Bitten des Unser-Vaters zweifelsohne unter dem Gesichtspunkte eines Missions-, weil Reichsgebetes, können betrachtet und verstanden werden, so scheint doch die zweite Bitte: dein Reich komme, recht eigentlich die Fürbitte für die Mission in sich zu schließen, insofern die Mission das Unternehmen ist, durch Verkündigung des Evangeliums und durch das Sammeln von

Christengemeinden unter den Heiden an der Ausbreitung des Reiches Gottes mitzuhelfen. Nun hat freilich Luther die Sphäre dieser Bitte durchaus auf „uns“ d. h. auf die Christenheit eingeschränkt, und auch Calvin wird nicht darüber hinausgehen, wenn er in der ersten Auflage seiner Institutio zur zweiten Bitte bemerkt: „Wir bitten, daß dieses Reich Gottes ankomme, d. h. daß sich der Herr täglich ein neues Volk von Gläubigen mehre, die da seinen Ruhm auf alle Art preisen sollen.“ Schwerlich möchte überhaupt aus den Zeiten der Reformation wie aus denen der darauffolgenden Orthodoxie eine Erklärung des Gebetes des Herrn beigebracht werden, darin bei der zweiten Bitte dessen, was wir jetzt unter Heidenmission verstehen, deutlich gedacht wäre. Erst seit dem Anbruch der modernen Missionsperiode hat sich auch hierin eine Wandlung angebahnt, insofern in Katechismen und Predigten der neueren Zeit bei Anlaß dieser Bitte von der Mission die Rede zu sein pflegt, wobei es auch an Aufforderungen zur Missionsfürbitte nicht fehlt. So schreibt Thiersch in seiner vielgebrauchten „Christlichen Lehre“ (S. 253): „Wir bitten, daß das Reich Gottes ausgebreitet werde durch die Verkündigung des Evangeliums bis an die Enden der Erde durch Bekehrung der Heiden und Juden zu Gott und Christo.“ Und so kurz als umfassend kommt Stockmeyer in seinen Predigten über das Unser-Vater darauf zu reden, indem er bei der zweiten Bitte (S. 31) ausführt, wie folgt: „Das Reich Gottes ist gekommen und ist noch nicht gekommen. Es ist da auf der Erde, aber lange noch nicht überall, wohin es kommen soll. Gehet hin, sprach der Herr, in alle Welt; prediget das Evangelium aller Kreatur und machet zu Jüngern alle Völker. Nun, die Boten sind ausgegangen, gehen noch immer aus, aber wie klein ist die Zahl im Verhältnis zu dem Umfang ihres Werkes! Und das Werk ist schwierig, findet Widerstand, lange wollen oft die Thüren sich nicht öffnen. Langsam nur schreitet deshalb das Werk voran; seit zwei Jahrtausenden bald ist es im Gange, und immer noch liegen ungeheuere Gebiete da, ganz noch in des Feindes Gewalt, die doch auch längst zu uns gehören, ein Reich Gottes bilden sollten mit uns. Das kann uns nicht unbekümmert lassen, als wäre das unsere Sache nicht. Schon der Herr spricht zu seinen Jüngern: die Ernte ist groß und wenige sind der Arbeiter. Bittet den Herrn der Ernte, daß er Arbeiter sende in seine Ernte. Und die Arbeiter

selbst bedürfen noch unserer Fürbitte. Betet für mich, schreibt Paulus an die Kolosser, auf daß mir Gott aufthue eine Thür des Wortes zu reden das Geheimnis Christi, auf daß ich dasselbe offenbare so, wie mir zu reden gebührt. Wenn wir in Wahrheit selbst Bürger sind im Reiche Gottes — diesen Aufforderungen können wir das Ohr nicht verschließen; es drängt uns zu beten: Dein Reich komme, komme überall hin, wo es noch nicht ist."

Aus der gewaltig reichen Litteratur über das Gebet des Herrn haben wir gerade diese Proben herausgegriffen, wie sie uns eben zur Hand waren; sie ließen sich leicht vermehren. Und so spricht sich in diesen Ausführungen die Erkenntnis aus, daß die zweite Bitte allerdings die Aufforderung zur Fürbitte für das Werk der Ausbreitung des Evangeliums wie für die Sendboten, denen dies Werk übertragen ist, in sich schließe. Es ist aber auch eine Aufgabe der Missionsfreunde, gerade diese Bedeutung der zweiten Bitte neben allen andern, die schon immer pflegten hervorgehoben zu werden, ins Licht zu rücken und sie eben auch als Missionsgebet unserem christlichen Volke zum Bewußtsein zu bringen. Denn gerade in ihrer großartigen Allgemeinheit und umfassenden Weite ist die Bitte: Dein Reich komme, geeignet, die Form der täglichen Fürbitte für die Mission zu werden. Indem wir dabei alles Nähere und Speziellere dem Vater im Himmel anheimstellen, eignet sich dies Gebet auch für die, welche von der Mission selbst geringe Kunde haben, wenige Missionare, wenn überhaupt solche, kennen. Denn wo die Kenntnis der Mission fehlt, da muß jedes Gebet für die Mission ein leeres Wortemachen werden, hält es sich nicht an das Vorbild, das uns der Herr gegeben hat. Und wenn jemand klagt, daß er die Fürbitte für die Mission vernachlässige, den mache man doch auf diese zweite Bitte aufmerksam und sage ihm: Sieh, wenn du von Herzen betest: Dein Reich komme, auch durch die Mission, auch durch die Basler Mission, so hast du rechte Missionsfürbitte gethan, du hast gebetet, wie es der Heiland seine Jünger lehrte. Endlich wird der, der in der Mission lebt und der bald dies bald jenes Missionsanliegen vor Gott bringt, sich gleichsam aus der Zerstreuung, die einem auch da gefährlich werden kann, gerne sammeln und alles zusammenfassen in die eine Missionsfürbitte: Dein Reich komme.

Wenn nun auch das Gebet: Dein Reich komme, die Form

der täglichen Fürbitte für die Mission sein wird, so haben wir doch auch ein Wort aus dem Munde des Herrn, das uns zu einer, im Vergleich mit der zweiten Bitte schon spezielleren Missionsfürbitte anleitet. Es ist der bekannte Ausspruch, den wir Matth. 9, 38 und Lukas 10, 2 lesen: „Die Ernte ist groß, aber wenige sind der Arbeiter; darum bittet den Herrn der Ernte, daß er Arbeiter in seine Ernte sende! Hiebei sei zunächst der Wunsch gestattet, man möchte doch dieses Wort etwas weniger häufig im Munde führen, etwas weniger an Missionsfesten, etwas weniger auch in der Missionslitteratur. Es wäre eine lehrreiche Arbeit, der Verwendung und Auslegung dieses Wortes in der exegetischen und homiletischen Litteratur nicht nur, sondern hauptsächlich auch in der missionarischen nachzugehen. Gewiß aber würde sich einem dabei die Ueberzeugung aufdrängen, daß dies Wort nicht selten in einer Weise citiert werde, die seiner Würde als Herrenwort und seinem wahren Sinne kaum angemessen ist. Jedenfalls hätte das Wort nie zu einer jener ständigen Formeln werden sollen, denen man fast in allen Missionsberichten begegnet, und die an sich ja keineswegs den biblischen Charakter einer Mission verbürgen.

Dem Heiland, der in allen Städten und Märkten Galiläas umherging, hat sich die Not des Volkes aufgedrängt, eben indem er das Evangelium ausrief und allerlei Seuche und Krankheit im Volke heilte, wie denn nicht leicht jemand die Schäden des Volkes besser erkennen wird, als wer ihm als Helfer naht. Das Volk erschien dem Evangelisten wie Schafe, die keinen Hirten haben, die darum auch keine Herde bilden, darin ein Zusammengehen aller statthätte, sondern da alles auseinanderstrebt und wider einander ankämpft. Man würde nun erwarten, den Heiland sagen zu hören: Die Herde ist groß, aber wenige sind der Hirten; darum bittet den Herrn der Herde, daß er Hirten sende zu seiner Herde. Dem Heiland aber hat das Volk in seiner Not nicht sowohl den Eindruck von Schafen ohne Hirten gemacht, als vielmehr den eines Fruchtfeldes, das weiß ist zur Ernte, oder das wenigstens jetzt schon den Gedanken an die kommende Ernte weckt. All dem Bedürfnis, all dem Verlangen steht der Heiland als einziger Arbeiter gegenüber, daher er seine Jünger angeht, um Vermehrung der Arbeiter zu bitten. Es kennzeichnet unsern Herrn, daß er gerade in all der

Not die Anzeichen einer Ernte erkennt, die es einzubringen gilt. Aber man wird das Bild, dessen sich Jesus bedient, nicht pressen dürfen und sich bescheiden mit der Deutung: Die Not ist groß, darum sind viele Helfer, viele Arbeiter nötig, die Gott senden und ausrüsten muß; bittet ihn darum.

Es ist leicht zu verstehen, daß die Reformatoren, die das Heil zumeist im Schema von der »doctrina evangelii« anzusehen gewohnt waren, auch hier unter den Arbeitern wesentlich Lehrer und Prediger verstanden, so z. B. Zwingli in seinen Anmerkungen zum Matthäusevangelium: „Der Herr zeigt, daß die Ernte groß sei und viele mit der evangelischen Wahrheit zu sättigen, so daß nichts so sehr not thue als Schnitter d. i. Prediger. Der Herr ermahnt also, Gott, unser Vater, sei zu bitten, er möchte Schnitter und Prediger der Wahrheit aussenden, und zeigt damit zugleich an, daß, wo die Wahrheit verkündet und gehört werde, auch Glauben nachfolgen müsse und alles, was das Volk Gottes schmückt. Das also vor allen Dingen erflehet, daß der Vater seine Wahrheit verkündigen und anbieten lasse; immer werden sich solche finden, die sie aufnehmen." Und in den Fußspuren der Reformatoren wandelnd hat man die Arbeiter fast allgemein von den Lehrern und Predigern des Evangeliums verstanden. Damit möchte aber die Bedeutung des Herrenwortes doch allzusehr eingeschränkt werden; es sollte dies Wort doch ja nicht auf die Glieder eines gewissen Standes gedeutet werden, wenn ja auch zuzugeben ist, daß die Arbeiter Gottes gewiß auch und vielleicht in erster Linie durch Lehre, durch Predigt des Evangeliums wirken. Aber man nehme doch des Heilandes Wort, wie es lautet, und suche sich an seinem Beispiel klar zu machen, was er unter Arbeitern verstehen mochte. Doch offenbar Menschen, die seine Mitarbeiter hätten sein können, die überall und immer durch ihr ganzes Thun und Lassen gearbeitet hätten für Gott.

Die Mission nun bedarf ja auch der Arbeiter im Vollsinn der Wortes, sie braucht ganze Leute, tüchtige Menschen, die dem lieben Gott nie im Wege stehen bei seinem Vorhaben, sondern die ihm immer zum Dienst bereit sind. Aber nicht alle, die in der Arbeit draußen stehen, sind auch Arbeiter im Sinne des Heilandes. So hatte der Herr ja auch seine Jünger, die er denn auch aussandte, aber die entsprachen seinem „Ideal", das er von einem Arbeiter Gottes hatte, nicht, weshalb er sie um Arbeiter beten ließ.

Und nun ist ja gerade auch bei unseren Missionaren der Eindruck ein allgemeiner: Was wir brauchen, sind Leute, die über ganz andere Geistes- und Arbeitskräfte verfügen als wir, Leute von Gott ausgesandt und ausgerüstet. Man liest von einem „im Brüderkreise tiefempfundenen Mangel an Geisteskräften." Da ist denn die rechte und notwendige Missionsfürbitte die, daß Gott selbst Arbeiter aussende und ausrüste, Arbeiter vielleicht, die schon draußen sind, vielleicht solche, die noch in der Heimat weilen, vielleicht Eingeborene aus den Heiden selbst, vielleicht Sklaven, vielleicht Könige, die dann als solche arbeiten, keinesfalls nur Lehrer und Prediger, studierte Leute. In gewissem Sinne könnten wir nicht sagen, es seien wenige Arbeiter; die meisten Missionsgesellschaften haben so viele Missionare, als es ihre Mittel überhaupt erlauben. Aber angesichts des ganzen Heeres von Missionaren kann man sich doch des Eindrucks nicht erwehren: Wenige sind der Arbeiter, von den Missionarinnen amerikanischer Observanz gar nicht zu reden. Solche Wahrnehmung soll alle Missionsfreunde wirklich ins Gebet treiben, daß Gott Arbeiter sende.

Dabei wolle man sich auch noch dessen erinnern, daß die Missionsarbeit je länger je mehr auch eingeborener Arbeiter bedarf, eben auch der Arbeiter, nicht solcher Leute, denen es in europäischer Kleidung mit weißer Binde besser gefällt, mit ihrer geläufigen Zunge und großem Accomodationsvermögen den Unterhalt eines einheimischen Pastors zu gewinnen, als ihrer früheren Arbeit nachzugehen. Darauf sind wir ja schon je und je hingewiesen worden.*)

Indem uns der Heiland diese Missionsfürbitte wichtig macht, weist er uns zugleich hin auf die hohe Bedeutung, die der Persönlichkeit zusteht, wo es sich um das Kommen des Reiches Gottes handelt. Und daran müssen wir uns umsomehr erinnern lassen, je ausgebildeter der Missionsbetrieb wird. Man ist bald geneigt, auf Institutionen aller Art ein Gewicht zu legen, das ihnen doch nicht zusteht, anstatt allein den Persönlichkeiten. Alle Stufen des Reiches Gottes sind schon im alten Bunde durch Persönlichkeiten bezeichnet: Abraham, Mose, Samuel, David, Elia u. s. w. Auch die Missionsgeschichte wird einmal mehr von Personen zu berichten haben als

*) Vgl. Basler Festbericht 1890 S. 52. — 1892 S. 41.

von Institutionen; diese letzteren sind nur insoweit berechtigt, als sie persönbildend und erhaltend wirken. Weil denn auch in der Mission alles darauf ankommt, daß Gott die rechten Leute erwecke, hat uns der Herr die jetzt besprochene Bitte gelehrt, darin wir für die Mission beten, indem wir Gott um die rechten Missionare, um seine Arbeiter bitten.

2. Sind wir vom Herrn auf die Bedeutung der Persönlichkeiten für die Ausbreitung des Reiches Gottes aufmerksam gemacht worden, indem er uns anleitete, die Aussendung von Arbeitern von Gott zu erbitten, so erscheint es durchaus als folgerichtig und im Sinne des Heilandes, wenn sich das Missionsinteresse und darum auch die Missionsfürbitte den Arbeitern zuwendet, die bereits im Missionsdienste stehen. Die Fürbitte für die Sendboten des Evangeliums wird uns nunmehr beschäftigen, indem wir unsere Aufmerksamkeit den diesbezüglichen Aussprüchen des Apostels Paulus zuwenden. Dabei wird auch einiges von dem zur Sprache kommen, was eine lebendige Missionsfürbitte mit bedingt.

2. Thess. 3, 1 und 2 lesen wir die Aufforderung des Apostels: „Im übrigen betet, Brüder, für uns, damit das Wort des Herrn laufe und verherrlicht werde wie auch bei euch, und daß wir errettet werden von den unordentlichen und schlechten Menschen; denn der Glaube ist nicht jedermanns Ding." Diese im Vergleich mit 1. Thess. 5, 25 bedeutsam erweiterte Aufforderung zur Fürbitte ist eines der ergiebigsten Worte für unsere Materie. Wenn wir gesagt haben, daß die Missionsfürbitte gleichsam persönlich werde und sich den Sendboten zuwende, so ergeht doch die Bitte, die der Apostel hier ausspricht, ganz im Interesse des Evangeliums mit Ausschluß aller Selbstsucht. Die Christen in Thessalonich mögen beten, daß das Wort des Herrn laufe, sich schnell und ungehindert in den Besitz der Herrschaft setze und überall hinkomme. Wenn nämlich 2. Tim. 2, 9 erklärt wird: Das Wort Gottes liegt nicht gebunden, so wird damit doch wohl nicht gesagt, daß das Wort Gottes überhaupt nicht gebunden werden könne, sondern es wird nur für den dort zutreffenden Fall ausgeführt: Der Träger des Wortes ist zwar gefesselt, man könnte also erwarten, auch sein Wort sei gebunden, dies aber ist nicht der Fall. Vielmehr verkündigt auch der Gefesselte das Wort, und das Wort wirkt. Sonst aber kann uns schon Römer 1, 18

dessen überführen, daß, wie die Wahrheit, so auch das Wort der Wahrheit aufgehalten und niedergehalten werden kann und oft genug niedergehalten wird durch die Ungerechtigkeit, d. i. durch die Sünde der Menschen, in jenem Zusammenhange speziell der Heiden. Solche Ungerechtigkeit mag auch in Korinth, von wo aus der Brief geschrieben zu sein scheint, den Siegeslauf des Evangeliums bedroht haben. Die Missionsfürbitte geht also auf die Hebung der Hemmnisse, die den Siegeslauf des Evangeliums in Frage stellen, und die besonders in der Ungerechtigkeit der Menschen ihre Wurzel haben. Offenbar ist zunächst nicht daran zu denken, daß der Apostel möglichst rasch weit herumkomme mit seiner Botschaft; denn das Wort kann ebensogut dem Sendboten vorauseilen, wie es Paulus gerade im ersten Thessalonicherbriefe bezeugt, und wie es z. B. die Basler Missionare in Kamerun auf dem Stationsgebiete von Mangamba erfahren haben. Das Anliegen des Apostels ist dies, daß sich das Wort auswirken könne und ausrichten, wozu es gesendet und gegeben ist von Gott.

Man soll bitten, daß das Wort des Herrn verherrlicht oder gepriesen werde. Diese Worte wurden schon auf das Offenbarwerden des Wortes in seiner göttlichen Kraft und Herrlichkeit gedeutet. Aber die Wiedergabe des Ausdrucks mit verherrlichen oder preisen ist doch die näherliegende, die übrigens jenes andere voraussetzt; denn wenn das Wort nicht in seiner göttlichen Kraft und Herrlichkeit erscheint, wird es schwerlich gepriesen werden. Wenn die Missionsfreunde nicht selten zu ihrem Leidwesen bemerken müssen, daß die Heiden zwar den Missionar und seine Gehilfen willkommen heißen, aber am allerwenigsten um des Wortes willen, das sie bringen, sondern aus ganz andern Gründen, gerade dann muß sich ihnen die Missionsfürbitte nahelegen, daß doch dies Wort möchte gepriesen werden und nicht die ohne das Wort meist schädliche Kultur, die ja der Missionar auch mitbringt. Dabei ist auch wohl zu beachten, daß der Apostel als Inhalt der Fürbitte nicht etwa dies nennt, daß sich viele bekehren möchten, die Gemeinden an Zahl der Glieder wachsen. Dem Apostel liegt nicht so sehr an den Menschen, als an der Ehre und Herrlichkeit des Herrn. Wenn nur Gottes Wort aufgenommen wird, nicht als Menschenwort, sondern wie es denn wahrhaftig ist, als Gottes Wort, und als solches gepriesen wird, dann werden sich die schon mehren,

die zur Gemeinde gethan werden. Und wenn wir vielleicht meinten, um die Bekehrung der „Unordentlichen und Schlechten" beten zu sollen, so fordert der Apostel keineswegs dazu auf — davon hält ihn wohl schon die Erwägung zurück, wonach der Glaube nicht jedermanns Ding sei — die Thessalonicher mögen vielmehr beten, daß der Apostel von diesen unordentlichen und schlechten Menschen loskomme. Was übrigens unter dem Loskommen von den unordentlichen und schlechten Leuten zu verstehen sei, ist nicht so leicht auszumachen. Ob von den Nachstellungen und Verfolgungen, die von ihnen ausgehen, ob von ihren Irrtümern und Widersprüchen, oder ob es auf falsche Brüder in der Gemeinde selbst gehe. Hier ist schwer zu entscheiden, weil wir die korinthischen Verhältnisse, aus denen heraus der Brief doch wohl geschrieben ist, so genau nicht kennen. Der Sturm, den die Juden wider Paulus heraufbeschworen, wird etwa in die Mitte seines korinthischen Aufenthaltes fallen; aber schon vorher war nach Apstlg. 18, 9 Grund zur Furcht vorhanden. Wo der Herr in einer Stadt ein großes Volk hat, da werden sich auch viele Feinde des Evangeliums finden, die seinen Siegeslauf aufzuhalten suchen. Am schlimmsten, wenn diese Widersacher zur Gemeinde selbst gehören, Leute, deren Sache der Glaube nicht ist, die aber Einfluß haben. Da darf und soll man beten, daß deren lähmender Einfluß paralysiert werde.

Wenn nun die Fürbitte, dazu Paulus auffordert, durchaus keinen selbstsüchtigen Charakter hat, so soll sie doch persönlich gehalten sein; Paulus wünscht, daß man für ihn und für seine Begleiter und Gehilfen bete. Nicht die Gemeinde in Korinth, geschweige denn die Unordentlichen ꝛc. nennt er als Gegenstand der Fürbitte, sondern sich selbst. Das ist bedeutsam: ihn kennen die Christen in Thessalonich, darum können sie für ihn beten. So viele Aufforderungen zur Missionsfürbitte bleiben erfolglos, weil man die nicht kennt, für die man beten soll, da doch allein das persönliche Band zu lebendiger Fürbitte verbindet. Eine andere und vielleicht die allerwichtigste Voraussetzung aller wahren Missionsfürbitte deutet der Apostel mit den Worten an: „Wie auch bei euch." Nur da wird der Ausbreitung des Evangeliums in treuer Fürbitte gedacht werden, wo man dies Evangelium, das Wort Gottes selbst in seiner Herrlichkeit und Kraft an sich erlebt hat und es nun demgemäß schätzt. Daher auch manche für die

Mission geben können, ohne doch ihrer fürbittend vor Gott zu gedenken. Wiederum wird gerade der, der die Fortschritte des Missionswerkes als Fürbitter miterlebt, eben aus dem, was er da erlebt, immer tieferen Einblick gewinnen in die Herrlichkeit des Wortes Gottes, und immer größere Zuversicht auf die Siegeskraft dieses Wortes davontragen.

(Schluß folgt.)

# Korea.

(Schluß)

*

Da zur Erlangung eines Amtes litterarische Bildung und also die Kenntnis des Chinesischen notwendig ist, und da jeder Koreaner, wes Standes er sein mag, ein Amt bekommen kann, wird das Chinesische sehr viel gelernt und vielleicht die Hälfte aller männlichen Koreaner kann es. Für die Knaben giebt es Schulen, in denen, wie in den chinesischen, laut im Chor gelesen und gelernt wird, so daß man es an dem Lärm merkt, wenn eine Schule in der Nähe ist. Auch viele Mädchen können Koreanisch, manche sogar Chinesisch lesen; sie besuchen aber keine Schule, sondern sind auf den Unterricht ihrer Eltern und Brüder angewiesen. Ihre Hauptbeschäftigung besteht aber darin, die kleinen Geschwister zu hüten und der Mutter im Haushalt zu helfen. Ihre freie Zeit können die Mädchen mit Spielen auf der Straße zubringen; aber sie haben nur eine kurze Jugend, denn mit 12 Jahren gilt ein koreanisches Mädchen für heiratsfähig und die letzten Monate, ehe sie dieses Alter erreicht hat, muß sie fern von den Augen der Männer in den abgeschlossenen Frauengemächern zubringen. Auch die Knaben heiraten sehr früh, im Alter von 14 bis 16 Jahren. Wenn ein Vater einen Sohn dieses Alters hat, so überlegt er, wer von seinen Bekannten eine heiratsfähige Tochter besitzt. Ist er ein guter Ehemann, so bespricht er die Sache auch mit seiner Frau. Eines Morgens zieht er dann seine

besten Kleider an und schlendert gemächlich (der Koreaner hat es selten eilig) durch die Straßen zum Hause seines gehofften Gegenschwiegers. Dieser merkt etwas, denn der Besucher hat gewiß nicht umsonst seine besten Kleider an; aber die koreanische Sitte verlangt, daß man nicht gleich den Zweck des Besuchs zur Sprache bringt. Man spricht also von dem und jenem und zwischenhinein bemerkt der Besucher wie gelegentlich: Ich habe auch einen Jungen, einen Thunichtgut, der jetzt einen Hausstand gründen sollte. — So, sagt der Freund, ich hoffe, du findest bald eine passende Frau für ihn. — Man spricht wieder von dem und jenem; aber wenn dem Freund der Heiratsplan einleuchtet, so findet er Gelegenheit, zwischenein zu bemerken: Vielleicht ist es eine Fügung, daß du gerade heute zu mir kommst. Ich habe eine erwachsene Tochter. Es ist nicht viel an ihr; aber sie könnte doch am Ende deinem Sohn eine gehorsame Frau werden. Darauf besprechen die beiden Väter die Sache und der Vater des Sohnes geht heim und sagt diesem, daß er eine Frau für ihn gefunden habe. Die Braut kann ihren Zukünftigen vielleicht einmal durch eine Spalte des Fensters sehen, wenn er vorübergeht; aber er sieht sie nicht vor der Hochzeit, außer durch die Augen seiner Mutter, die ihm möglichst viel Gutes über das Aeußere und Innere seiner Braut sagt. Aus dem Knaben ist seit seiner Verlobung ein Mann geworden. Er trägt keinen Zopf mehr, sondern das Haar wird in einem Knoten auf dem Kopf befestigt. Er darf einen schwarzen Hut tragen und darf seine bisherigen Spielkameraden Er nennen, während sie ihn jetzt mit Sie anzureden haben. Nach der Hochzeit wird die kleine Frau in einer verschlossenen Sänfte in das Haus ihres Mannes und ihrer Schwiegereltern getragen und sie gehört fortan ganz zu dieser Familie. Den größten Teil ihres Lebens verbringt sie, besonders wenn sie den höheren Ständen angehört, im Frauengemach. Freunde ihres Mannes, die zu Besuch kommen, darf sie nicht sehen. Es gehört zum guten Ton, daß männliche Besuche nicht nach den Frauen des Hauses fragen, und daß man sie gar nichts von dem Vorhandensein von Frauen merken läßt. Eine vornehme Frau zeigt sich womöglich gar nicht auf der Straße. Will sie einen Besuch machen, so läßt sie sich in einer Sänfte tragen; die Träger dürfen sie aber beim Ein- und Aussteigen nicht sehen.

Von einem Familienleben und einer Geselligkeit in unserem Sinn ist natürlich in koreanischen Häusern nicht die Rede, doch ist die Stellung der Frau nicht so unwürdig, wie man nach dem bisher Gesagten glauben sollte. Sie wird von Mann und Kindern achtungsvoll behandelt, was man schon daraus sieht, daß ihr gegenüber die höfliche Form der Anrede gebräuchlich ist. Die Ehen sollen meistens glücklich sein. Vielweiberei ist erlaubt und ziemlich häufig, bildet aber doch nicht die Regel. Die Ehescheidung ist sehr leicht. Ein Mann kann seine Frau, wenn er ihrer überdrüssig ist, einfach wegschicken. Trotzdem sind Scheidungen sehr selten.

Die gewöhnlichen koreanischen Häuser haben die Form eines Hufeisens, dessen geschlossenes Ende gegen die Straße gekehrt ist. Den das Haus umgebenden Hof schließt eine hohe Mauer ein, so daß kein Nachbar hereinsehen kann. Das Haus ist von tannenen Balken einstöckig gebaut und durch einen Ueberzug von Flechtwerk, Lehm und Kalk wasserdicht gemacht. Oefen oder Herde haben die Koreaner nicht. In dem Raum, der als Küche und Wohnzimmer dient, ist an einem Ende eine Grube, in der das Kochfeuer gemacht wird. Von der Grube aus führen verschiedene Kanäle unter dem Fußboden durch zu dem Kamin. Auf diese Art dient das Feuer zugleich zum Kochen und Heizen. Die Zimmer sind ziemlich hoch, die Wände tapeziert, die Dachsparren braun gefirnißt, und ein solches Haus macht neu einen recht wohnlichen Eindruck. Aber leider verstehen es die Koreaner nicht, ihre Häuser rein zu halten. Der Schmutz muß oft ganz unglaublich sein und im Winter, wenn alle Spalten und Ritzen möglichst luftdicht verklebt sind und ein Talglicht oder eine Erdöllampe ohne Cylinder die Nacht erleuchtet, wird sich ein Europäer trotz des angenehm erwärmten Fußbodens nicht ohne Not in einer solchen Stube aufhalten. Der Koreaner aber hat keine Empfindung für schlechte Gerüche.

Die Wohnungen der Reichen nehmen mehr Raum ein, als die der Aermeren, da auch allerlei Nebengebäude für Dienerschaft u. s. w. dazu gehören. Das Haus eines reichen Koreaners läßt sich sehr leicht zu einer angenehmen Wohnung für Ausländer herrichten. Man nimmt einige Wände heraus, um größere Zimmer zu bekommen, ersetzt das Oelpapier der Fenster durch Glasscheiben, und das Haus ist nett und wohnlich gemacht.

Die Einrichtung der koreanischen Häuser ist sehr einfach. Als Bett haben die Leute z. B. gewöhnlich nur ein paar Matten, die als Lager und Decke dienen. Bettstellen sind fast gar nicht im Gebrauch. Der Fremde muß beinah alles, was er für die Einrichtung braucht, von auswärts kommen lassen, da das koreanische Handwerk so wenig entwickelt ist. Doch giebt es einige Spezialitäten, in denen die Koreaner Tüchtiges leisten. So machen die Schreiner sehr hübsche, mit Messing verzierte Kommoden und Büffets, die man sehr billig kaufen kann. Auch Messing- und Thongeschirr wird verfertigt. Die Mädchen machen schöne Buntstickereien. Sehr gut verstehen es die Koreaner, alte, wertlose Sachen noch nutzbar zu machen. Aus alten Konservenbüchsen verfertigen sie allerhand Geschirr und sogar Badwannen. Viele Koreaner sind Dienstboten bei den Ausländern. Die reichen Koreaner selbst haben einen ganzen Troß von Dienern. Auch Ausländer müssen mehrere Dienstboten haben, da ein solcher nicht gerne verschiedene Arbeiten übernimmt. Gutmütigkeit und Höflichkeit sind Charakterzüge der Koreaner überhaupt und darum auch der Dienstboten; auch an Gelehrigkeit fehlts nicht, desto mehr an der Zuverlässigkeit und Ehrlichkeit.

Die Vergnügungen der Koreaner sind meistens sehr harmlos. Das Hauptvergnügen für alt und jung ist das Drachensteigen. Man führt sogar Drachenkämpfe auf, so nämlich, daß ein Spieler versucht, mit seinem Drachen den eines andern hinunterzubringen. Knaben müssen bei ihren Spielen im Freien oft eins von den kleinen Geschwistern hüten, das seinem Hüter auf den Rücken gebunden ist und da schlafen oder weinen oder lachen kann, ohne daß sich der Träger viel darum kümmert. Man kann manchmal sehen, daß ein Knabe mit dem Brüderchen oder Schwesterchen auf dem Rücken einen Drachen steigen läßt.

In den ersten Monaten des Jahres ist ein Kriegsspiel, bei dem mit Steinen geworfen und mit Keulen geschlagen wird, sehr beliebt. Manchmal wird aus dem Spiel Ernst und Streitigkeiten zwischen Dörfern werden auf diese Art ausgefochten; im ganzen aber ist es nicht so gefährlich, als es aussieht, und es kommen nicht viele Verletzungen vor. Die Koreaner tragen bei dem Spiel ihre dickwattierten Winterkleider und sind so wie durch einen Panzer geschützt.

Obgleich die Koreaner im ganzen ein gutgeartetes Volk sind und viel Liebenswertes haben, so findet man doch auch bei ihnen Beispiele von jener Grausamkeit des Heidentums, die vor der Civilisation, so lange sie noch heidnisch ist, nicht verschwindet. Dahin gehört z. B. die folgende Begebenheit, die Missionar Moffet erzählt. Dieser sah einmal auf der Straße einen todkranken Mann auf einer Bahre liegen. Er hatte schon die Nacht im Freien zugebracht und war mit Reif bedeckt. Der Mann war vor fünf Tagen auf der Straße erkrankt, und die Einwohner des Orts, wo dies geschah, hatten ihn gleich ins nächste Dorf getragen; dort aber behielt man ihn auch nicht, sondern trug ihn weiter, und so immer von Ort zu Ort, und in solcher Eile, daß man ihm nicht einmal zu essen gab. In jedem Dorf fürchteten die Bewohner, der Mann könnte bei ihnen sterben und sein Geist würde ihnen dann lästig fallen. Da auch auf Moffets Aufforderung keiner der Umstehenden dem Mann etwas Essen holen wollte, brachte ihm Moffet ein wenig Reis. Der Kranke aß, fühlte sich kräftiger und meinte, wenn er etwas Pflege hätte, würde er sich bald erholen. Nach vielen Bitten und Ermahnungen brachte es endlich Moffet so weit, daß die Leute versprachen — aber nur gegen hohen Preis — dem Kranken ein Unterkommen zu suchen. Der Missionar ging nun, um das Geld zu holen; aber als er wiederkam, war der Kranke fort. Die Leute hatten ihn weitergetragen und er starb unterwegs nach wenigen Stunden.

Wenige Tage nachher war Moffet in Ping-Jang (der Stadt, in deren Nähe die Japaner ihren großen Sieg erfochten haben) Zeuge eines ganz empörenden Vorgangs. Ein paar Knaben schleppten einen in eine Strohmatte gehüllten Leichnam hinter sich her durch eine der belebtesten Straßen der Stadt. Sie schrieen und lachten vor Vergnügen und die Kaufleute schauten aus ihren Läden schmunzelnd dem widerlichen Spiel ihrer Kinder zu. Die Leiche war die eines Mannes, der auf einer Reise im Wirtshaus erkrankt und von den Wirtsleuten mitten im strengsten Winter auf die Straße geworfen worden war, wo er elend umkam.

Aus diesen beiden Begebenheiten sehen wir, welche Rolle der Aberglaube im Leben des koreanischen Volkes spielt. Er bildet einen Teil seiner Religion, auf die wir jetzt noch einen Blick werfen wollen.

In Korea giebt es zwei Religionen, den Buddhismus und den Konfuzianismus. Der Buddhismus ist entschieden im Niedergang begriffen. Er besitzt nur noch wenige Tempel und diese sind einfach und schmucklos. Vereine von buddhistischen Mönchen sind die Hüter einiger Festungen und werden von der Regierung erhalten. Andere Mönche sind die Wächter kleiner Heiligtümer an verschiedenen Orten des Landes. Sie leben von Almosen, die ihnen die Leute aber mehr aus angeborener Gutmütigkeit geben, als weil sie auf die Gebete der Mönche großen Wert legten. Wie gering geachtet die Mönche im allgemeinen sind, sieht man unter anderm daraus, daß es ihnen bei Todesstrafe verboten ist, die Hauptstadt des Landes zu betreten.

Der Konfuzianismus ist die herrschende Religion, deren Vorschriften jeder befolgt, vom geringsten Bauern bis hinauf zum König. Jeder bringt vor den Ahnentafeln seine Opfer und Gebete dar. Die Hauptzeit für das Opfern ist das koreanische Neujahr, der 17. Februar. Am Abend vorher bereitet jeder gute Koreaner das Opfer, das aus Obst, Fleisch, Reis, geistigen Getränken, Weihrauch, Kerzen u. dgl. besteht. Auch der Aermste strengt sich an, eine reichliche Bewirtung für die Geister seiner Ahnen aufzutreiben. Dann zieht jeder reine Kleider an und bereitet sich, die Nacht zu durchwachen. Mit dem ersten Hahnenschrei werden die Lichter vor der Ahnentafel angezündet. (Diese besteht aus zwei aneinander befestigten Brettchen von Nußbaumholz, mit einer Oeffnung dazwischen, in der der Geist wohnen soll.) Die Anbeter verneigen sich, bringen Trankopfer und bitten die Schatten, das Opfer anzunehmen. Wenn alle der Reihe nach ihre Verbeugung gemacht haben, verlassen sie das Zimmer und schließen hinter sich zu, damit der Geist in Ruhe den Opferduft einatmen kann. Nach einiger Zeit kehren sie ins Zimmer zurück und wiederholen ihre Verbeugungen; dann setzen sie sich zu Tische und verzehren, was der Geist übrig gelassen hat. Diese Mahlzeit soll den Essern Reichtum bringen, aber ihre unmittelbare Folge ist für viele ein verdorbener Magen und ein leerer Beutel.

Mit dem Neujahrsopfer ists aber nicht gethan. Nach dem Tode des Vaters oder der Mutter müssen die Kinder drei Jahre lang morgens und abends vor der im Wohnzimmer aufgestellten Gedenktafel Lebensmittel und Tabak opfern, außerdem auch am

Grab reichliche Spenden darbringen. (Wenn im Haus des Königs Trauerzeit ist, so beschäftigt sich der ganze königliche Haushalt fast nur mit den Geistern der Toten, denn man glaubt, die Wohlfahrt des Herrschergeschlechts hänge vom Beobachten dieses Kultus ab.) Nach Ablauf der Trauerjahre beschränkt man sich darauf, an den vier jährlichen Festen und an den Geburts- und Todestagen der Angehörigen zu opfern. Ein Koreaner, der von seiner Heimat fern ist, macht unter Umständen eine weite Fußreise von dem entlegensten Teil der Halbinsel, nur um an dem bestimmten Tag die Gräber der Seinigen besuchen zu können. Leute, die das Opfern an solchen Tagen versäumten, würden als Gebannte und Geächtete angesehen und wären ihres Lebens nicht mehr sicher.

Höchst wichtig für das Glück der Ueberlebenden ist es, daß sie eine passende Lage für das Grab des Verstorbenen finden. Man fleht deshalb zu den Berggeistern, daß sie der Begräbnisstätte günstig sein mögen. Es ist nicht ganz einfach, die passende Stelle für ein Grab zu finden, deshalb machen viele Leute aus den betreffenden Untersuchungen ein Geschäft und verdienen sich damit ihren Unterhalt. Man macht die Gräber an Bergabhängen und zwar womöglich an einer Stelle, wo zu beiden Seiten des Grabes Bergrücken vorspringen, von denen einer die Drachenseite, der andere die Tigerseite heißt. Lieber darben die Ueberlebenden und versagen sich oft das Nötigste, als daß sie an den Begräbniskosten sparen. Nach dem Begräbnis wird das Grab aufs sorgfältigste bewacht, damit kein Fremder die Ruhe der Toten störe. Wenn Unglück in einem Hause einkehrt, so werden die Gebeine der Ahnen ausgegraben, und man sucht eine andere Grabstätte, um die Geister der Toten zu versöhnen.

Das Verehren der Ahnen ist für den Koreaner die Tugend aller Tugenden, und das ganze Land ist voll von Tempelchen, die zu Ehren treuer Anbeter errichtet sind. So erzählt Missionar Gale von einem 150 Jahre alten Tempel, der sich in der Nähe seines Wohnorts Wönsan befindet. In dem Tempel ist eine Tafel mit folgender Inschrift: „Kim-Ik-Pin, ein treuer Sohn, verlor seinen Vater, als er erst zehn Jahre alt war. Er trauerte wie ein Erwachsener und so sehr, daß er bis auf die Knochen abmagerte. Als er 17 Jahre alt war und wieder die Zeit des Opfers kam, konnte er wegen des Regenwetters nicht gehen und Fische fangen.

Da ging er in seinem Jammer weinend und betend am Meeresufer hin, und siehe da, ein Fisch schnellte empor und fiel zu seinen Füßen nieder. Und wieder sehen wir seine Frömmigkeit, als Feuer den Berg umgab und seines Vaters Grab gefährdete. Mit Gefahr seines Lebens stürzte er sich in die Flammen und flehte die Geister an, das Grab zu verschonen. Und siehe da, die Wasserfluten der Regenzeit strömten herab und löschten das Feuer. War das nicht ein getreuer Sohn?"

Die Schullesebücher handeln ausschließlich von diesem Ahnendienst. Die folgende Geschichte ist aus einem der gebräuchlichsten Lehrbücher genommen, das den Titel hat: Fünf soziale Tugenden. „Zur Zeit der Haw-Dynastie lebte ein Mann, Namens Tong-Jeng. Sein Vater starb, und da Jeng kein Geld hatte, um ihn mit Ehren zu bestatten, entlehnte er 10000 Käsch *) und versprach dem Gläubiger, sich ihm, wenn er die Schuld nicht heimzahlen könne, als leibeigen zu übergeben. Als er von dem Begräbnisopfer zurückkam und im Begriff war, sich dem Gläubiger auszuliefern, erschien ihm plötzlich eine königliche Jungfrau, die ihn bat, sie zur Frau zu nehmen. Jeng antwortete erstaunt: Ich bin ja so arm, daß ich eben auf dem Weg bin, mich in Leibeigenschaft zu begeben. Warum willst du mich heiraten? Die Jungfrau sprach: Ich will dich heiraten, das genüge dir. Ich schäme mich nicht deiner Armut und deines niederen Standes. Da sie ihm so zusprach, nahm er sie zum Weib und sie folgte ihm zu dem Gläubiger. Dieser fragte, ob sie eine Handarbeit verstehe. — Ich kann weben, antwortete sie. Darauf sagte der Gläubiger: Wenn du mir 300 Ballen Seide webst, so lasse ich euch beide frei. — Die Frau ging ans Werk und nach einem Monat waren die 300 Ballen fertig. Erstaunt über die wunderbare Geschwindigkeit entließ der Gläubiger das Ehepaar. Als die zwei wieder an die Stelle kamen, wo sie sich zum erstenmal getroffen hatten, sagte die Frau: Ich muß dich jetzt verlassen, denn meine Heimat ist der Stern der Weber. Der Himmel hat deine kindliche Treue gesehen und mich herabgeschickt, daß ich deine Schuld bezahle. — So sprach sie und stieg wieder zum Himmel auf."

Der Ahnenkultus bildet den Uebergang zu dem Gespenster-

*) Ein Käsch ist ungefähr 1/5 Pfennig.

glauben, der das ganze Leben der Koreaner beherrscht. Jede Familie glaubt, ihren eigenen Schutzgeist zu haben und bringt ihm Opfer und Gebete dar. Ihm zu Ehren werden auch Buchstaben an die Wände gemalt. Eine gewisse giftige Schlange, die gewöhnlich unter den Dächern der koreanischen Häuser lebt, gilt für eine Verkörperung des Schutzgeistes. Deshalb wird sie gehegt und gepflegt und erhält auch ihren Anteil an den Opfern und Gebeten. Es giebt noch eine Menge anderer Geister. Jeder Berg, jeder Fels, jeder Baum ist die Behausung eines Geistes. In den Brunnen wirft man Opfer für den Schutzdrachen, der da unten hausen soll. Auch allerlei Getier, z. B. Wiesel und Schweine, glaubt man von Schutzgeistern bewohnt und opfert ihnen an bestimmten Tagen des Jahres.

So allgemein wie der Glaube an böse und gute Geister, Elfen, Kobolde u. s. w. sind auch allerlei abergläubische Mittel, um sich die Gunst der Unsichtbaren zu verschaffen und böse Einflüsse abzuwehren. Das Steigenlassen von Drachen wird nur während einem Teil des Jahres betrieben. Am letzten Tag des Spiels, dem 15. Tag des ersten Monats, schneidet man, während der Drache fliegt, die Schnur ab. Dann fällt der Drache und nimmt das Unglück des Eigentümers mit fort. Um dieselbe Zeit des Jahrs (Mitte des ersten Monats) machen die Leute Strohfiguren, die die Person des Verfertigers vorstellen sollen. In dem Innern der Figur ist Geld versteckt; außerdem ist ein Zettel darin mit einem Gebet, das ungefähr so lautet: Während eines Jahrs von 12 Monaten bewahre mich vor allen Plagen, Krankheiten und Unglücksfällen. — Die Figur wird von einem Knaben geholt, der sie zerschneidet, um das Geld zu finden, und dann die Ueberreste an einem Kreuzweg verstreut. Je mehr dieser Strohmann zerfetzt wird, um so glückverheißender ist es für den Mann, der ihn gemacht hat; deshalb wird das Geld recht sorgfältig darin versteckt. Am 15. Tag des ersten Monats ist es auch Sitte, daß Leute desselben Standes, die auf der Straße aneinander vorbeigehen, einander anrufen. Wenn der Angerufene antwortet, so glaubt man, daß er alles Unglück des Anrufenden mit sich fortnimmt. Deshalb nehmen sich an diesem Tag die Leute auf der Straße sehr in acht, daß sie auf die vielen, dringenden Anreden nicht antworten. Natürlich werden auch Krankheiten und auffallende Naturereignisse dem Wirken der

Geister zugeschrieben und demgemäß mit abergläubischen Mitteln bekämpft.

Die Religion ist bei den Koreanern keine treibende Kraft, die auf den Willen und auf das ganze Leben bestimmend einwirkt. Oft ist sie nur ein pietätvolles Festhalten an Gebräuchen, die durch die Zeit geheiligt sind, oder ein Ausfluß kindlicher Liebe und Ehrfurcht. Die kindliche Pietät und die Ehrfurcht gegen das Alter sind ja überhaupt das beste an dem System des Konfuzius und sie spielen in Korea eine ebenso bedeutsame Rolle wie in China. Soweit aber die Koreaner bei ihren religiösen Uebungen einen Nutzen im Auge haben, erwarten sie bloß Reichtum und irdisches Glück als Lohn für ihre Opfer und Gebete. Der gegenwärtige Zustand Koreas aber könnte es dem Blindesten klar machen, wie wenig Erfolg jene Religionsübungen haben. Man sieht ja allerorten nichts als Armut und Elend. Wenn solche Leiden dazu beitragen, das Herz für die Aussaat des Evangeliums zu bereiten, so sollte man denken, Korea müsse ein besonders dankbarer Boden für die Mission sein. Von ihr wollen wir nun noch einiges berichten.

### 3. Die Mission in Korea.

Obgleich Korea Jahrhunderte lang gegen alle Fremden verschlossen war, so gelangte doch schon um die Mitte des 17. Jahrhunderts die Kunde vom Christentum dahin — allerdings nicht durch Missionare, sondern durch Bücher und Schriften der Jesuitenmissionare von Peking. Seit dem Jahr 1783 bestanden — vermittelt durch die Gesandtschaft, die alle Jahre von Söul nach China geht — Beziehungen zwischen den katholischen Christen in Peking und den Wahrheitsuchern in Korea. Im Jahr 1784 ließ sich ein Koreaner in China unterrichten und taufen, kehrte dann in sein Vaterland zurück und fing nun auch an, zu predigen und zu taufen. Seine Erfolge und sein Eifer weckten den Argwohn und Haß der Heiden und im Jahr 1791 brach eine heftige Christenverfolgung aus. Trotzdem fand der erste ordinierte Missionar, der nach Korea kam, ein katholischer Chinese Namens Tsiu, ungefähr 4000 Christen vor. Er starb den Märtyrertod bei der zweiten Christenverfolgung im Jahr 1801. Damals kamen in

der Hauptstadt allein mehr als 300 Christen ums Leben. Eine dritte Christenverfolgung, schrecklicher als die vorhergehenden, war im Jahr 1839. Ihr fiel der erste koreanische Bischof mit zwei Missionaren zum Opfer. Die schrecklichste Verfolgung aber war die des Jahres 1866. Ehe sie ausbrach, befanden sich in Korea ein Bischof und zehn europäische Missionare; die Mission besaß ein Seminar und eine Druckerei, und die Zahl der Christen belief sich auf ungefähr 18000. Im Jahr 1866 schien es vorübergehend, als ob Rußland den Zugang zu Korea erzwingen wollte. Dies brachte den Fremden- und Christenhaß zum Ausbruch. Tausende von Christen starben damals eines qualvollen Todes. Von den Missionaren konnten nur drei entfliehen. Sieben nebst dem Bischof und seinem Koadjutor wurden enthauptet, nachdem man sie vorher verschiedenemale grausam gefoltert hatte. Im Jahr 1876 wurde die Mission von neuem angefangen, aber noch im Jahr 1878 fürchtete man wieder eine Verfolgung; doch merkte die Regierung jetzt, daß die grausamen Verfolgungen zu nichts führten, und hat sie nicht wiederholt.

Die Anfänge der evangelischen Mission in Korea gehen zurück auf die Bemühungen des schottischen Missionars John Roß, der in Mukden, der Hauptstadt der Mandschurei, arbeitete. Die Regierung von Korea konnte nicht verhindern, daß auf dem Grenzgebiet zwischen Korea und der Mandschurei ein Verkehr zwischen den beiden Ländern stattfand. So kamen chinesische Bibeln nach Korea und bald baten einige Bibelleser um einen Evangelisten, der ihnen erkläre, was sie gelesen hatten. Missionar Roß lernte koreanisch und übersetzte das Neue Testament in diese Sprache. Er besuchte die Grenzstadt und sandte einen Kolporteur mit dem Evangelium des Lukas in das Land. Bald begehrte man einen Geistlichen, der die Bekehrten taufe, und als Roß nach einiger Zeit Korea bereiste, fand er, daß das evangelische Christentum Wurzel gefaßt hatte.

Die erste evangelische Mission im eigentlichen Sinn wurde erst im Jahr 1884 gegründet. Das Land war jetzt offen; aber die Verträge mit Amerika und den europäischen Mächten enthielten keine Aufhebung, eher eine Bestätigung des Verbots der christlichen Predigt. Die amerikanischen Presbyterianer, die eine Mission in Korea gründen wollten, schickten deshalb zuerst nur den Missions-

arzt Dr. Allen nach Söul. Es gelang ihm, einen hohen Beamten, der infolge eines auf ihn gemachten Mordanschlags schwer verwundet war, erfolgreich zu behandeln und dadurch das Vertrauen des Königs zu gewinnen. Nach dem Wunsch des Königs gründete er ein Spital, dessen Vorsteher er wurde. Bald bekam er einen Gehilfen in der Person von Dr. Underwood. Es wurde eine kleine medizinische Schule und ein Waisenhaus gegründet. In diesem werden die Zöglinge nicht nur in koreanischer und chinesischer, sondern auch in abendländischer Wissenschaft unterrichtet, vor allen Dingen aber sucht man ihnen das Evangelium nahe zu bringen. Solange die Predigt des Evangeliums in Korea verboten ist, kann man durch die Schule am meisten dafür wirken. Natürlich giebt es auch noch andre Wege. Sehr wichtig ist die Verbreitung des Neuen Testaments und der persönliche Verkehr der Missionare mit solchen, die durch die Bibel oder durch bekehrte Freunde dazu gekommen sind, die Wahrheit zu suchen.

Außer den Presbyterianern der Vereinigten Staaten und Kanadas arbeiten in Korea amerikanische bischöfliche Methodisten und seit kurzem auch Missionare der anglikanischen Kirche. Verschiedene, auch medizinisch gebildete Frauen wirken unter den Koreanerinnen und haben Mädchenschulen gegründet.

Die Regierung nimmt eine eigentümliche Stellung zur Mission ein. Die Gesetze gegen die Predigt des Evangeliums sind noch in Kraft; aber obgleich der König wissen muß, daß in den Missionsschulen christlicher Unterricht erteilt und daß den Kranken in den Spitälern Christus verkündigt wird, daß in Söul eine Christengemeinde von 100 Personen ihre Gottesdienste hält und daß man den Gesang der Christen auf der Straße hört, daß die Missionare auch sonst jede Gelegenheit benützen, mit den Koreanern von Jesus zu sprechen, geschieht doch nichts, um der Sache Einhalt zu thun. Aber das wissen die Missionare und wissen die koreanischen Christen, daß sie nur geduldet sind. Die Missionare können natürlich als Fremde immer bei ihrem Konsulat Schutz finden; aber ein eingeborner Christ weiß ganz gut, daß er unter Umständen seinen Glauben mit seinem Blut bezeugen muß. Und wenn sich augenblicklich die Christen in der Hauptstadt ziemlich sicher fühlen können, so haben sie vielleicht an andern Orten von der Unduldsamkeit der örtlichen Obrigkeit zu leiden, wie die folgende Begebenheit zeigt:

Letzten Winter ließ sich Dr. Hall — von der methodistischen Mission — in Ping-Jang nieder. Er wurde von den Bewohnern freundlich aufgenommen, so daß er bald seine Frau, die auch Dr. der Medizin ist, nachkommen lassen konnte. Aber auf einmal gab der Statthalter Befehl, alle Christen und auch die eingeborenen Dienstboten des Missionars zu verhaften. Die kleine Gemeinde hielt eben ihre Gebetsstunde, als ein Christ hereinkam, um seine Brüder zu warnen. Jener Mann war früher ein liederlicher Mensch und ein Spieler gewesen, aber seit seiner Bekehrung führte er ein streng sittliches Leben. Er wurde zuerst verhaftet und vor den Statthalter geschleppt. Man hielt ihm vor, daß er den Glauben seiner Väter verlassen und sich durch Annahme der fremden Religion erniedrigt habe. Er konnte leicht beweisen, daß das Gegenteil richtig sei, daß er jetzt sittlich höher stehe und daß ihm der Glaube an Christus die Kraft gebe, ein neues Leben zu führen. Daraufhin entließ ihn der Richter mit dem Befehl, künftig den Verkehr mit den Fremden zu meiden. Die andern Christen wurden ins Gefängnis geworfen und in den Stock gelegt. Man versuchte dann, sie durch die Folter zum Abschwören ihres Glaubens zu bringen; aber mit Ausnahme von einem oder zwei blieben sie treu. Durch Vermittlung der Gesandten in Korea gelang es zum Glück bald, die Befreiung der Christen zu erlangen, und das Werk geht seither in Ping-Jang gut fort.

Eigentlich sollen sich Fremde nicht außerhalb Söuls niederlassen und nicht ohne Paß im Lande reisen. Die französischen katholischen Missionare können infolge des Vertrags zwischen Korea und Frankreich leicht Pässe bekommen, und gestützt auf ihre zahlreichen Anhänger im Land und die augenblickliche Duldsamkeit der Regierung benutzen sie dies, um nicht nur zu reisen, sondern sich auch im Innern des Landes häuslich niederzulassen. Einer dieser Missionare, Abbé Robert, wurde im Jahr 1891 von den Heiden beleidigt. Er beklagte sich beim Statthalter; dieser aber sagte ihm, er habe überhaupt kein Recht, da zu sein, und schickte ihn fort. Die Folge war eine Zusammenrottung der Heiden und Mißhandlung zwar nicht des Priesters, aber seiner Begleiter. Robert beklagte sich nun bei dem französischen Geschäftsträger und dieser erlangte für ihn die Genugthuung, daß er mit einer Ehrenwache an seinen Wohnort zurückbegleitet wurde. Außerdem sprach man ihm das

Recht zu, dort zu bleiben und seines Amts zu warten. Durch diese Entscheidung der Regierung ist ein Vorgang geschaffen, auf den sich die amerikanischen und englischen Missionare bei ihrer Wirksamkeit außerhalb Söuls berufen können.

Was die Empfänglichkeit der Koreaner für das Evangelium betrifft, so ist sie unter den niedern Ständen viel größer als unter den höhern. Man findet bei dem koreanischen Volk nicht jenes zähe Festhalten am Anerzogenen und jene Abneigung gegen eine fremde Religion wie bei den Chinesen. Daß die meisten Koreaner, auch der niederen Stände, einige Bildung haben und die Heilige Schrift selbst lesen können, fördert auch die Arbeit des Missionars. Bei dem Adel und dem Beamtenstand, die beide so sehr unter dem Einfluß der chinesischen Litteratur stehen, findet man viel mehr Feindschaft gegen das Christentum. Der Kastengeist und Standeshochmut wirkt dabei auch mit. Das Gebot der christlichen Bruderliebe, auch den Armen und Geringen gegenüber, ist den hohen Herren gewiß sehr unbequem. Dann wissen sie auch, daß sie als Christen nicht mehr dem Müßiggang frönen dürfen, während sie es bis jetzt unter ihrer Würde halten zu arbeiten. Ein vornehmer Mann, der verarmt ist, wird sich selten dazu entschließen, seinen Unterhalt durch Arbeit zu erwerben. Viel lieber lebt er als Gast bei seinen Standesgenossen.

Ein großes Hemmnis für die Ausbreitung des Christentums in Korea liegt in den sprachlichen Verhältnissen des Landes. Es ist bis jetzt trotz aller Mühe nicht gelungen, eine befriedigende Uebersetzung der Evangelien ins Koreanische herzustellen. Einerseits ist es oft fast unmöglich, in der Volkssprache die richtigen Ausdrücke zu finden, und andererseits gehören die eingeborenen Christen, die bei der Uebersetzung helfen, dem Gelehrtenstande an und möchten gerne eine von dem klassischen Chinesisch beeinflußte, aber darum für das Volk ungenießbare Uebersetzung herstellen. Sie hätten überhaupt gerne eine vornehme, aristokratische Kirche, und die Missionare müssen sich wehren, daß der Kastengeist und Standeshochmut nicht in die christliche Kirche mit hinüberkommt.

Natürlich kann, nach einer erst zehnjährigen Wirksamkeit der evangelischen Missionare, die Zahl der evangelischen Christen noch nicht groß sein. Ein paar hundert mögen es immerhin sein. Katholiken giebt es ungefähr 30000, sie sollen aber nicht sehr-

geachtet sein und vielfach das Christentum nur äußerlich angenommen haben.

Die Ereignisse in Ostasien folgen sich jetzt Schlag auf Schlag. Bis diese Blätter gedruckt sind, ist vielleicht schon endgültig über das Schicksal Koreas entschieden.*) „Aber was auch der Ausgang des Krieges und sein politisches Ergebnis sein mag — so lesen wir in einem Aufsatz über Korea in dem Blatt der amerikanisch-presbyterianischen Mission — die Kirche Christi kann dessen gewiß sein, daß, wenn der Kampf vorüber ist, sich ihr die Thore weit aufthun werden zum Einzug. Sie sollte sich mit allem Fleiß bereiten, wenn der Krieg vorbei ist, das so lange verschlossene Land friedlich zu erobern.

# Zweiundvierzig Jahre
## unter den Indianern und Eskimo.

Bilder aus dem Leben und Wirken des Missionsbischofs J. Horden.

(Fortsetzung)

### 4. Ein Besuch bei den Eskimo am Walfluß.

Für die Eskimo, die weiter nördlich am östlichen Gestade der Hudsonbai wohnen, hatte Horden eine besondere Vorliebe, da sie viel begieriger nach Gottes Wort waren, als die Indianer. Schon bald nach seiner Ankunft hatte er ihnen einen Besuch abgestattet, so beschwerlich auch die Reise dahin war. Er konnte damals nicht in ihrer eigenen Sprache mit ihnen verkehren, und auch als er ums Jahr 1862 seinen Besuch bei ihnen wiederholte, konnte er den Dolmetscher noch nicht entbehren.

„Diese Reise", schreibt Horden, „versetzt uns in ein Land, das noch viel rauher und öder ist als Moose Fort, in ein Gebiet, wo der Schnee nie ganz verschwindet; es ist ein Land voll nackter Felsen und häufiger Stürme, trostlos und unwirtlich, wo nur der Eisbär und der abgehärtete Eskimo sein Heim aufgeschlagen hat. Hier brachte ich im letzten Sommer einige Zeit zu. Zwar verweilte ich im ganzen

*) Nach den neuesten Nachrichten hat Korea am 7. Januar d. J. seine Unabhängigkeit erklärt.

nur acht Tage bei den dortigen Eskimo, aber es waren gesegnete Tage, die ich nicht so leicht vergessen werde. Die Eskimo kamen mir sehr freundlich entgegen, freuten sich über mein Kommen und zeigten sich recht gelehrig und fleißig. Ihr Verlangen nach Unterricht war so groß, daß sie sich's alle Mühe kosten ließen, um lesen zu lernen. Mit der größten Aufmerksamkeit lauschten sie auf Gottes Wort. Ich war so glücklich, einen jungen Eskimo als Dolmetscher zu finden, der während seines Aufenthaltes an der Labrador-Küste einigen Unterricht bei den Herrnhuter Missionaren erhalten hatte. Er sprach zwar das Englische sehr mangelhaft, aber er hatte eine große Anzahl der verschiedensten Lieder und Bibelverse gut inne und that sein möglichstes mich in meiner Arbeit zu unterstützen.

„Schon bald nach 6 Uhr wurde der Morgensegen mit den Eskimo gehalten. Man sang ein Lied, dann wurde ein Bibelabschnitt gelesen und gebetet. Das Vaterunser am Schluß beteten alle laut. Hierauf wurde wieder ein Lied angestimmt. Dann folgte eine Lesestunde, wobei aber nicht wie im Englischen buchstabiert, sondern die Silbenschrift gelehrt wurde. Nach diesem erhielten die Leutchen einigen Unterricht im Katechismus, und mit einem Lied, das man miteinander sang, wurde geschlossen. Nach dem Frühstück versammelte ich dann die dort ansässigen Indianer, deren es wohl zweimal so viele sind als Eskimo, die sich aber bei weitem nicht so lernbegierig zeigten wie diese. Ja, ihre Gleichgültigkeit war zum Teil derart, daß ich ganz entmutigt war.

„Nun ging ich selber ans Lernen, indem ich bei meinem Dolmetscher eine Sprachstunde nahm. Ich schrieb allerhand Fragen und Antworten nieder und übersetzte mit ihm ein Stück der Tauf- und Trauungsagende. Die übrige Zeit bis zum Mittagessen verbrachte ich bei den Eskimo in ihren Zelten. Diese sind aus Seehundsfellen hergestellt, ziemlich geräumig und auch verhältnismäßig sauber gehalten. In der Mitte wird ein Feuer unterhalten, über dem gewöhnlich ein großer Kessel voll Flußkrebse hängt. In dem einen Zelt nähte eine alte Eskimofrau fleißig an einem Paar Stiefeln aus Seehundsfell, die sie mir dann schenkte. Ihr Mann war ebenfalls emsig bei der Arbeit, indem er Modelle von Eskimo-Gerätschaften schnitzte. Mein nächster Besuch galt einem Zelt, worin sich eine Anzahl von jüngeren Leuten aufhielt. Es freute mich, daß sie mein bischen Eskimo verstanden. Nach dem Mittagsmahl machte ich einen kleinen Spaziergang am Fluß entlang gegen die See zu, um die Walroßjäger bei ihrem Fang zu beobachten. Ich fand sie alle dort versammelt, aber in ihren Mienen war große Enttäuschung zu lesen. Denn die Walrosse, die man zu Hunderten sehen konnte, befanden sich alle jenseits der Fluß-

barre und solange sie diese nicht passierten und in den Fluß hereinkamen, war an einen Fang nicht zu denken. Gegen Abend hielt ich wieder einen Gottesdienst mit den Eskimo und Indianern und brachte dann noch eine Stunde mit meinem Dolmetscher zu. Der Tag wurde damit beschlossen, daß ich den englischredenden Angestellten der Handelskompagnie einen englischen Gottesdienst hielt. So verging ein Tag wie der andere in jener verlorenen Weltecke am Walfluß.

„Die im Unterricht befindlichen Eskimo machten einen so guten Eindruck, daß ich dem Wasser nicht wehren durfte und einige auf ihr Verlangen hin taufte. Es waren ihrer drei, die schon recht ordentlich lesen konnten. An ihrer Taufe waren alle Europäer zugegen, die den wärmsten Anteil an der Feier nahmen. Alle drei Täuflinge, noch junge Leute, waren nett und sauber gekleidet und gaben recht verständige Antworten. Einer der jungen Männer wurde dann mit dem Mädchen, das die Taufe erhalten hatte, getraut. Malikto, der Vater des Bräutigams, erhob sich am Schluß des Gottesdienstes und sagte: er hoffe, sie würden die guten Lehren, die man ihnen gegeben, nicht vergessen."

Die Arbeit unter den Eskimo bildete einen wichtigen Bestandteil seines Amtes, und Horden kann nicht genug ihr zuvorkommendes Wesen und ihre Gelehrigkeit rühmen. Was würde wohl, meint er, aus uns geworden sein, hätten wir wie jene keine Bibel und damit keine göttliche Offenbarung gehabt, die uns den Weg zu Gott gewiesen hat. Und doch erzählt der Eskimo, der sich vor allen anderen geschaffenen Wesen als „Mensch" — denn dieses bedeutet das Wort Eskimo — betrachtet und dem keine Offenbarung über die Schöpfungsgeschichte zur Seite steht, folgende hübsche Ueberlieferung: Vor uralters, nicht lange nach der Entstehung der Welt, lebte ein mächtiger Zauberer. Ihm war nichts unmöglich und seiner Zauberkraft konnte nichts widerstehen. Selbst seine Zunftgenossen, die andern Zauberer, vermochten nicht gegen ihn aufzukommen. Dem war die Welt zu klein für sein Thun und er sann auf größere Dinge. Er schwang sich zum Himmel auf und nahm dahin auch seine Schwester und etwas Feuer mit. Dort oben häufte er große Massen von Brennholz auf das Feuer und bildete so die Sonne, die seitdem fortbrennt und im Feuerglanz erglüht. Eine Zeitlang lebte er mit seiner Schwester in Eintracht und im Frieden; aber nach und nach fing er an, sie schlecht zu behandeln. Ja, er ging schließlich so weit, daß er ihr eines Tages das Gesicht, das von ungewöhnlicher Schönheit war, versengte und entstellte. Länger konnte sie's nicht ertragen. Sie entfloh und nahm die Gestalt des Mondes an. Ihr Bruder, die Sonne, jagt seitdem hinter ihr her, doch ohne sie einholen zu können, so nahe er

ihr auch je und je ist. Zur Zeit des Neumonds zeigt sie den Erdenbewohnern die verbrannte Seite des Gesichts, zu der des Vollmonds die andere, noch schöne Gesichtshälfte. Die Sterne, so erzählen die Eskimo, sind die Geister ihrer abgeschiedenen Volksgenossen, die dort oben ihre Stätte gefunden haben. Als Meteore und als Morgenröte bewegen sich diese Geister durch die weiten Himmelsräume von Ort zu Ort und besuchen ihre Freunde.

## 5. Ein Besuch in der Heimat.

Dreizehn Jahre hatten Hordens ununterbrochen in Moose Fort gelebt und gearbeitet. Jetzt empfanden sie doch das Bedürfnis, wieder einmal die milde Luft der englischen Heimat zu atmen und neue Kraft für ihren aufreibenden Dienst zu holen. Auch waren die drei ältesten Kinder in einem Alter, in dem es höchste Zeit war, daß sie eine regelrechte, englische Erziehung genossen. Der kleine Sohn, ein Junge von etwa 9 oder 10 Jahren, der nichts lieber that, als mit der Axt auf der Schulter in den Wald zu gehen, und dort wie ein echter Kanadier Holz fällte, mußte notwendig — ehe es zu spät war — diesem ungebundenen Buschleben entwöhnt werden und seine Leibes- und Geisteskräfte unter gleichaltrigen Klassengenossen messen lernen. Bei Frau Horden regte sich zudem das Heimweh nach den Ihrigen und ihr Mann erhoffte allerlei geistige Anregung in den christlichen Kreisen der Heimat. Mit dem im August erwarteten Segelschiff gedachten sie die Heimreise nach England antreten zu können.

Aber diese Wünsche und Erwartungen sollten vorerst bitter getäuscht werden. Der August war nahezu vorüber und noch immer war kein Schiff da. Man gab schließlich alle Hoffnung auf, als selbst bis zum 7. Oktober sich noch kein Segel blicken ließ. Da — in derselben Nacht — hörte man plötzlich trotz des tobenden Sturmes von der Bai her mehrere Kanonenschüsse dröhnen. Die größte Aufgerung bemächtigte sich aller. Neue Hoffnung belebte die Bewohner von Moose Fort. Von Mund zu Mund flog die Freudenkunde: das Schiff ist da! Es war ein Ereignis, nach mehr als Jahresfrist wieder Kunde von der fernen Heimat zu erhalten und mit Lebensmitteln und anderem für das kommende Jahr versehen zu werden. Hordens aber träumten in jener Nacht von einem frohen Wiedersehen der Ihrigen.

Der Morgen brach an. Der Sturm hatte sich etwas gelegt und erwartungsvoll sah man der Post entgegen, die ein Boot von draußen abholte. Seine Rückkehr zerstörte alle Illusionen mit einem Schlag.

Es war gar nicht das für Moose Fort bestimmte Schiff, das während der Nacht die so freudig begrüßten Signalschüsse abgefeuert hatte, sondern der Schoner von York Fort, der die Nachricht brachte, daß das erwartete Schiff unterwegs in der Hudsonbai gestrandet sei. Der Schoner brachte zugleich das wenige, was von der Ladung gerettet worden war. Es war freilich wenig genug, aber doch soviel, daß der äußersten Not im kommenden Winter vorgebeugt war. Das Schiff hatte mit noch einem anderen, das für York Fort bestimmt war, England verlassen. Sie hatten miteinander den Atlantischen Ocean gekreuzt und glücklich die gefährliche Hudsonstraße passiert, als sie beide von der Strömung erfaßt, auf die Klippen der Mansfield-Insel getrieben wurden. Das York-Schiff, das eine größere Bemannung an Bord hatte, konnte wieder loskommen und erreichte, obschon sehr beschädigt, seinen Bestimmungsort; das andere blieb mit seiner wertvollen Ladung auf den Felsen sitzen. Nur seine Mannschaft und einige Vorräte konnten geborgen werden. An eine Heimreise war somit für die Familie Horden in diesem Jahre nicht mehr zu denken.

Mit dem nächstjährigen Schiff (1865) bot sich endlich die erwünschte Gelegenheit. Zwar war dasselbe bei seiner Ankunft sehr stark vom Eis mitgenommen, aber es wurde in Moose Fort ausgebessert und im Vertrauen auf Gottes Schutz schiffte sich Horden mit den Seinigen ein trotz der etwas späten Jahreszeit. Mit günstigem Wind gings über die gefährliche Barre auf die offene See hinaus. Aber schon in der folgenden Nacht bricht ein heftiger Sturm los. Ringsum drohen unterseeische Klippen, an der die James-Bucht, der südliche Ausläufer der Hudsonbai, so überaus reich ist. Glücklich erreicht man die Hudsonstraße. Rechts und links tauchen öde Inseln mit starren, kahlen Felsenufern auf. Alles ist mit Schnee bedeckt, denn schon ist der strenge Winter eingetreten und hat sein Leichentuch über jene arktische Zone gebreitet. Das Land ist so unwirtlich, daß es kaum dem Eisbären und Walroß ein Heim zu bieten scheint. Jetzt kommen auch die mächtigen Eisberge dahergeschwommen, die der Strom durch die Hudsonstraße in den Atlantischen Ocean hinaustreibt. Das Wetterglas zeigt einen niedrigen Stand und kündet Sturm an. Die Segel werden eingezogen; sorgfältig wird alles an Bord befestigt. Bald darauf heult der Wind durchs Takelwerk, der Sturm bricht mit aller Wut los. Das Schiff arbeitet schwer und ächzt in allen Fugen. Die Nacht bricht herein, aber der Sturm läßt nicht nach. Unheimlich brüllt die See und die hochgehenden Wogen branden donnernd an die Schiffswände. Auf und nieder schwankt das schwache Fahrzeug, die Wellen schlagen über Deck und dringen bis in die Kabinen. Eins der Boote wird um ein Haar hinweggeschwemmt und kann nur

mit Mühe gerettet werden. Verschiedenes Tauwerk fliegt davon, wie wenn es nur dünnes Gespinst wäre. Ein Mann wird von den Wellen über Bord gewaschen und wieder an Deck zurückgeworfen. Soweit das Auge reicht, gleicht die aufgeregte See mit ihren von Schaum gekrönten Wellenbergen einer brodelnden Wassermasse, durch die sich das Schiff mühsam hindurcharbeitet. Es ist eine schreckliche Nacht, die unsere Reisenden durchzumachen haben. Aber ein Höherer gebietet dem Wind und den Wellen. Der Morgen bricht an und der Sturm hat sich gelegt.

Traurige Wochen folgten. Schon längst hätte man England erreicht haben sollen; aber noch immer treibt das Schiff im Atlantischen Ocean herum. Die Lebensmittel fangen an auszugehen, und ängstlich fragen sich die Reisenden, ob sie auch je die heimatliche Küste erreichen werden. Da endlich begegnet man einem Dampfer, dem ersten, den Hordens Kinder in ihrem Leben zu Gesicht bekommen. Bald taucht Schiff auf Schiff am Horizont auf. Sie nähern sich dem englischen Kanal und laufen endlich glücklich im Hafen von London ein. Welch eine neue, nie zuvor gesehene Welt thut sich da vor den Augen der Kinder auf! Sie können sich nicht satt sehen an den Wundern der neuen Heimat mit ihren erleuchteten Straßen und dem geschäftigen Leben darin.

Ein volles Jahr durfte Horden in England zubringen; aber es war kein Jahr der Ruhe und Ausspannung. Da und dort im Lande hatte er Missionsvorträge zu halten und — wie er sich ausdrückte — von „Dan bis Bersaba" zu reisen, um das Interesse für sein Völklein im hohen Norden unter den englischen Christen zu wecken. Bald sollte er dahin zurückkehren und seine ihm ans Herz gewachsene Arbeit wieder aufnehmen.

## 6. Missionsreisen.

Ende 1866 traf Horden mit seiner Frau und den beiden jüngsten Kindern wieder in Moose Fort ein. Und nun beginnt für ihn eine Zeit häufiger und langer Missionsreisen, die ihn bald nach Süden, bald nach Norden, bald in den Westen des ungeheuren Gebiets führen. All die vereinzelten Niederlassungen werden während der Sommerzeit aufgesucht und überall gilt es, das Brot des Lebens auszuteilen an Indianer, Eskimo und Europäer. Eine dieser Misssionsreisen, die Horden im Mai 1868 antrat, beanspruchte nicht weniger als drei Monate und erstreckte sich auf eine Wegstrecke von nahezu 2000 englische

Meilen. Auf dieser Reise gings zunächst nach Brunswick House, einem Posten, der südlich von Moose Fort in der Richtung nach dem Oberen- oder Superior-See liegt. Obschon es Ende Mai war, herrschte doch eine empfindliche Kälte, und starker Schneefall erschwerte das Fortkommen. An den Ufern des Moose-Flusses, den er im Kanoe hinauffuhr, war das Eis bis zu 20 Fuß hohen Wällen aufgetürmt. Je weiter man den Fluß hinaufkam, desto gefahrvoller wurde die Fahrt. Hohe, steile Felsenufer engen den Fluß ein und erzeugen eine so starke Strömung, daß das Boot kaum gegen sie ankämpfen kann. Das Kanoe muß fortwährend kreuzen, um in möglichst ruhigem Wasser zu bleiben. Dann kommen Stromschnellen und tosende Wasserfälle, die umgangen werden müssen. Das Rindenboot wird über Land geschleppt und man schifft sich oberhalb der Fälle wieder ein. Nur mühsam kommt man vorwärts, da der Strömung wegen fortwährend gerudert oder das Boot mit Stangen fortgestoßen werden muß. Endlich, nach achttägiger Reise, ist Brunswick House erreicht, wo eben die Bäume zu knospen anfangen und der Frühling seinen Einzug hält.

Brunswick House, ebenfalls eine Pelzhandelsstation, liegt an einem sehr hübschen See, der von dichtem Wald umgeben ist. Die Niederlassung besteht aber nur aus fünf oder sechs Blockhäusern, in deren Nähe etwa 150 Solto-Indianer wohnen. Es sind dies friedliche und lernbegierige Leutchen, die aber sehr diebisch und abergläubisch sind. Nach Seßhaftigkeit fragen sie wenig, denn sie verbringen die Nächte irgendwo. Horden verweilte hier nur neun Tage und erteilte ihnen christlichen Unterricht, den ersten, den diese Leute überhaupt empfingen. Dann gings wieder zurück nach Moose Fort, aber nur, um schon nach wenigen Rasttagen wieder weiterzureisen.

Horden schlug diesmal die Route längs dem östlichen Gestade der Jamesbai ein und besuchte die zunächst gelegene Station Ruperts House. Hier fand er gegen 400 Indianer vor, unter denen ein eingeborener Lehrer wirkte. Vormals insgesamt Heiden, waren dieselben nun alle getauft und bildeten eine kleine christliche Gemeinde. Horden hielt ihr zweimal des Tags Gottesdienst, wobei derselbe so gut besucht war, daß viele draußen vor der Thür stehen mußten. Dazwischenhinein wurde examiniert und mit den einzelnen gesprochen; auch einige Taufen und Hochzeiten fanden statt. An dem einen Nachmittag gab's eine große Festlichkeit, die in einem Schmaus ihren Gipfelpunkt fand. Diesen veranstalteten die Beamten der Handelskompagnie infolge eines guten Fanges, den die Indianer gemacht hatten. Es war interessant zu beobachten, was für Unmassen von Erbsensuppe, Pökelfleisch, Brot, Zwieback, süßem Thee und Tabak die Indianer bei einer solchen Gelegenheit zu vertilgen imstande sind.

Horden verbrachte zwei Sonntage unter ihnen und bestieg dann ein Kanoe, um weiter nördlich nach der Station Fort George zu reisen. Eine Anzahl Indianer begleiteten ihn ein Stück Wegs. Der Wind war günstig und das Wetter prächtig, sodaß man in $4^1/_2$ Tagen 200 Meilen zurücklegte. In Fort George, wo sich ebenfalls eine kleine Gemeinde unter der Pflege eines eingeborenen Lehrers befand, war die Arbeit in wenigen Tagen gethan. Dann ging Horden an Bord eines Schoners, um mit demselben nach dem Großen und Kleinen Walfluß zu fahren. Aber kaum waren sie in die Bai hinausgesteuert, als sie sich mitten im Eis befanden. Nirgends war offene See, überall nur eine undurchdringliche Eisfläche. Der Schoner war genötigt, wieder nach Fort George zurückzukehren und eine Woche lang zu warten. Ein neuer Versuch wurde gemacht, aber kaum hatte man die Hälfte des Wegs hinter sich, als das Schiff wegen des Eises nicht mehr weiter konnte. Horden versuchte es nun mit einem Kanoe, aber man kam nur langsam vorwärts. Oft war dasselbe so vom Eis eingeschlossen, daß es weder vor- noch rückwärts konnte und mit Aexten eine Durchfahrt gehauen werden mußte. War auch dies nicht möglich, so wurde das Boot ans Ufer gezogen und über die Felsen geschleppt, bis man eine Uferstelle mit weniger dichtem Eis erreichte. Nach $2^1/_2$ Tagen war aber auch das Fortkommen im Kanoe nicht mehr möglich. Horden mußte es verlassen und seine Reise nach dem Norden in Begleitung eines Indianers zu Fuß fortsetzen. Der Marsch ging dem Seeufer entlang über hohe, kahle Hügelketten, die von Wasserrinnen zerklüftet und von Flüssen durchfurcht waren. Endlich in der Nacht erreichte er todmüde eine kleine Indianer-Niederlassung, in der er einige Tage verblieb und den heidnischen Kri-Indianern das Evangelium verkündigte.

Inzwischen langte auch der Schoner an und Horden ging wieder an Bord, um mit ihm vollends bis an den Kleinen Walfluß, den letzten bewohnten Platz, zu gelangen. Unterwegs brachte das Eis dem Schiff ein Leck bei, das aber mit einer Bleiplatte wieder geschlossen werden konnte. Indessen mußte Horden doch das vom Eis umgebene Schiff verlassen und wieder seine Zuflucht zum Kanoe nehmen, in welchem er nach zwei Tagen die Station am Kleinen Walfluß erreichte. Das ist der traurigste Platz, der sich denken läßt, wo man kaum etwas von einem Sommer weiß. Es war damals August und noch lag das Eis massenhaft an der Mündung des Flusses angehäuft. Um so thätiger war Horden unter seinen Eskimo, die er hier angesiedelt fand. Er hatte die Freude, vier Familien in die christliche Gemeinde aufnehmen zu können, und zudem den Eindruck, daß die Arbeit unter diesem vereinsamten Völklein vom Segen Gottes

begleitet war. — Die Rückreise war mit nicht weniger Schwierigkeiten verbunden; denn noch immer sperrte das Eis da und dort den Weg. Erst am 30. August warf der stark beschädigte Schoner wieder Anker vor Moose Fort.

Solcher Reisen gab's Jahr für Jahr, von denen Horden in seinen Berichten gar mancherlei Erlebnisse zu erzählen weiß. Sie erforderten aber auch ein großes Maß von Selbstverleugnung, Ausdauer und Gesundheit. Daß letztere darunter sehr litt, läßt sich denken. Solches war besonders im Jahre 1870 der Fall, nachdem Horden 1300 Meilen gereist und fast den ganzen Sommer unterwegs gewesen war. War doch sein Arbeitsgebiet so groß, daß die Entfernung zwischen dem nördlichsten Posten am Kleinen Walfluß und dem südlichsten Platz am oberen Moose-Fluß nicht weniger als 1500 Meilen betrug.

---

## 7. Horden zum Missionsbischof geweiht.

Hordens treue Arbeit wurde auch von seiten seiner Missionsgesellschaft anerkannt und gewürdigt. Als sich die Notwendigkeit herausstellte, die bisher dem Bischof von Rupertsland unterstellten Gebiete an der Hudsonbai zu einer eigenen Diözese abzuzweigen, erschien niemand geeigneter, deren Bischof zu werden, als der unermüdliche und mit den Verhältnissen vertraute Horden. Er erhielt deswegen im Sommer 1872 die Weisung, mit der ersten Gelegenheit für kurze Zeit nach England zu kommen. So schiffte er sich denn ungesäumt dahin ein und ließ Frau und Kinder in Moose Fort zurück. Am 15. Dezember 1872 erhielt er in der Westminster Abtei in London die Bischofsweihe. Während der wenigen Monate, die er in der Heimat zubrachte, that er sein möglichstes, um mancherlei Pläne zur Förderung des Werkes in seiner nunmehrigen Diözese verwirklicht zu sehen. Als Missionar hatte er während der letzten 20 Jahre die Bekehrung eines großen Teils jener Kinder der Einöde miterleben dürfen; als Bischof lag es ihm nun am Herzen, für die zerstreuten und entlegenen Gemeindlein eingeborene Geistliche als Hirten zu beschaffen und zwar soviel als möglich aus Mitteln, die die Gemeinden selbst aufzubringen hätten. Auch gedachte er seine Diözese in fünf Bezirke zu teilen, an deren Spitze er je einen tüchtigen Pastor stellen wollte, und denen wiederum zwei oder drei Indianer-Prediger zur Seite stehen sollten. Letztere sollten nur eine einfache Ausbildung mit gehöriger Bibelkenntnis erhalten und in ihrer Eigenschaft als Prediger

ihre Stammesgenossen in deren Jagdgründe begleiten. Auf diese Weise sollten sie sich auch ihren Lebensunterhalt zum größten Teil selbst beschaffen, sodaß die Missionsgesellschaft nur noch einen kleinen Gehaltszuschuß beizusteuern hätte. Das ungefähr war Bischof Hordens Plan, und diesen hat er auch in den kommenden Jahren durchführen dürfen.

Am 22. Juli 1873 traf der Bischof wieder in Moose Fort ein, das auch fortan der Sitz seines Bistums geblieben ist. Er machte die Rückreise in Begleitung seiner zweiten Tochter, die eben die Schule verlassen hatte. Die älteste Tochter hatten die Eltern schon früher zu sich kommen lassen. Diesmal wurde aber die Reise nicht auf dem Segelschiff durch die Hudsonbai zurückgelegt, sondern man schlug den Weg über New-York ein und benützte dann die kanadische Pazifik-Eisenbahn bis zur Station Michigikoten (auf der Ostseite des Oberen Sees). Von hier aus wurde dann die beschwerliche Reise auf dem Kanoe den Moose-Fluß hinauf nach Norden fortgesetzt.

Zu Hause angelangt, ging Bischof Horden mit neuer Kraft und Freudigkeit an die Arbeit, vor allem auch an die Uebersetzung der heiligen Schrift, um sobald als möglich seinen Indianern wenigstens das Neue Testament und den Psalter in ihrer Sprache in die Hand zu geben. Nebenher revidierte er das Gesangbuch, fügte neue Lieder hinzu und übersetzte einen Teil der für die kirchlichen Gottesdienste bestimmten Bibellektionen. Aber er vergaß darüber nicht seines Hirtenamtes, das ihm jetzt erst recht das Reisen zur Pflicht machte. Bei dieser Gelegenheit fiel es ihm schwer aufs Herz, daß seine Diözese nicht mit mehr Schulen, Kapellen und Nationalgehilfen versehen war und viele Posten nur ab und zu und aus großer Ferne besucht werden konnten. Standen doch im Jahr 1875 außer ihm nur drei Geistliche in dem ungeheuren Gebiet, sodaß manche Indianerstämme und die Eskimo oft erst nach Jahren einen solchen zu sehen bekamen. Umsomehr forderte es ihn zum Dank gegen Gott auf, daß er während der langen Missionslaufbahn von 25 Jahren sich noch so kräftig und gesund fühlte, als ob er gerade erst in die Arbeit eingetreten sei. Und in wie viel Gefahren hatte nicht der gnädige Gott seine schützende Hand über ihn gehalten!

(Schluß folgt.)

# Erläuterung zu dem Bild:

## Mekka-Karawane.

Was Jerusalem mit seinem Heiligtum, dem Tempel, für den frommen Israeliten war, das ist Mekka als religiöser Mittelpunkt für die ganze mohammedanische Welt. Dahin wendet der Muselmann sein Angesicht, wenn er sich des Tages fünfmal zur Erde neigt und seine Gebete und Koransprüche hermurmelt. Nach Mekka pilgern und im dortigen Heiligtum anbeten — das ist das größte Verdienst, welches sich ein Bekenner des Islam erwerben kann. Aus diesem Grund ist auch Mekka das Ziel unzähliger Pilgerkarawanen, die alljährlich von allen Seiten — oft von weither, über Länder und Meere, durch Wüsten und Einöden — herbeiziehen, wobei Krankheiten, Hunger und Durst, Gefahren zu Wasser und zu Lande, Tausende dieser Pilger aufreiben. Besonders ist es die Cholera, der viele unterwegs oder am Ziele der Wallfahrt zum Opfer fallen.

Die Stadt Mekka selbst liegt in öder Felsschlucht zwischen den kahlen Bergen Arabiens. Ihre Berühmtheit hat sie erst durch den falschen Propheten Mohammed erhalten, der hier im April 571 geboren und später der Stifter des Islam wurde. Kein Christ, kein Jude darf diesen Ort betreten und nur wenigen europäischen Reisenden ist es in muselmännischer Verkleidung gelungen, unter steter Lebensgefahr die Stadt zu besuchen. Die heiligste Stätte Mekkas aber, und zugleich das Nationalheiligtum der Araber, ist die sogenannte Kaaba, ein düsterer Bau, der aus schlecht behauenen Steinen errichtet, sich etwa 13 m hoch in der Mitte des Tempelhofes erhebt. Nach mohammedanischer Ueberlieferung soll die Kaaba von Adam erbaut, durch die Sündflut zerstört und nachher von Abraham und dessen Sohn Ismael als Stätte der Anbetung Gottes wieder aufgebaut worden sein. Das ist nun freilich ein geschichtlich nachweisbarer Irrtum, aber die Mohammedaner halten trotzdem fest an dieser Sage. Im Innern der mit Teppichen reichgeschmückten Halle der Kaaba befindet sich als Allerheiligstes ein an der Nordostseite eingemauerter schwarzer, mit Silber eingefaßter Stein, den Ismael bei der Grundlegung des Heiligtums vom Erzengel Gabriel erhalten haben soll. Der Stein, so geht die Sage, soll ursprünglich schneeweiß gewesen, aber durch die Sünden der Menschen schwarz geworden sein.

Alljährlich wird die Kaaba mit neuem schwarzem Seidenzeug, auf welchem Koransprüche mit goldenen Buchstaben eingenäht sind,

umkleidet. Die zum Heiligtum führende silberne Thür wird nur dreimal im Jahre geöffnet, einmal für die Männer, das anderemal für die Weiber und das drittemal behufs der Reinigung. Vor dem Eintritt haben die Pilger siebenmal um die Kaaba herumzugehen, wobei sie den schwarzen Stein ehrfurchtsvoll berühren und küssen. Dann klettern sie, da keine Stufen angebracht sind, zum Eingang hinauf und verrichten im Innern der heiligen Stätte ihr Gebet.

Diese abgöttische Verehrung der Kaaba mit ihrem schwarzen Stein ist ohne Zweifel ein von uraltersher bestehender heidnischer Kultus der Araber, der schon zu Mohammeds Zeiten in Blüte stand und den er, um seiner Religion einen volkstümlichen Anstrich zu geben, in dieselbe aufnahm. Man ersieht schon aus diesem Ueberbleibsel aus der Heidenzeit, wie die Anhänger des Islam weit davon entfernt sind, Gott im Geist und in der Wahrheit anzubeten, so sehr sie sich auch auf den Glauben an Einen Gott und dessen Propheten Mohammed berufen. Gottlob, daß wir einen Größeren kennen, als diesen: Jesum, den Sohn Gottes, der für uns gelitten und gestorben, aber auch auferstanden und gen Himmel gefahren ist, unsern großen Hohenpriester. Darum lasset uns hinzutreten mit Freudigkeit zu seinem Gnadenstuhl und Fürbitte einlegen auch für die in blindem Fanatismus eifernden Anhänger des falschen Propheten, daß ihnen bald das helle Licht des Evangeliums aufgehen möge!

# Missions-Zeitung.

## a) Rundschau.

### Deutsch-Südwestafrika.

Das deutsche Schutzgebiet von Südwestafrika, welches ungefähr den doppelten Flächeninhalt des deutschen Reiches einnimmt und sich vom Oranjefluß im Süden bis zum Kunene im Norden erstreckt, ist zugleich das Arbeitsgebiet der rheinischen Mission. Als deutsches Schutzgebiet hat es bis jetzt hinsichtlich seines Wertes für die deutschen Kolonialinteressen eine sehr verschiedene, vielfach sich widersprechende Beurteilung erfahren; man hat ihm deshalb auch nur ein sehr geteiltes, im ganzen recht geringes Interesse entgegengebracht und erst in neuerer Zeit angefangen, mit mehr Nachdruck den Pflichten nachzukommen, die der einmal übernommene Kolonialbesitz einer Regierung auferlegt.

Das große, weite Land gliedert sich in drei verschiedene Gebiete: in das Großnamaland, in das Herero- oder Damraland und in das Ovamboland. Ersteres ist ein ödes, von Felswüsten mit äußerst spärlicher Vegetation durchzogenes Gebiet, dessen dünne Bevölkerung aus herumziehenden Nama-Hottentotten und Bastards oder Mischlingen besteht. — Etwas günstigere Bodenverhältnisse weist das nördlich davon gelegene Hereroland auf, insofern es bessere Viehweiden und ergiebigere Quellen besitzt; aber es ist im großen und ganzen auch ein armes Land, das wie jenes unter Wassermangel und Dürre viel zu leiden hat. Die herrschende Rasse sind hier die Herero, ein dunkelbrauner Bantustamm, unter denen zerstreut die verachteten und verkommenen Bergdamra wohnen. — Im Norden, bis an den Kunene hin, erstreckt sich dann das Ovamboland mit seinen bewaldeten und fruchtbaren — aber auch ungesunden — Strichen, die sich sowohl für den Ackerbau, wie für die Viehzucht eignen und zahlreiche Dörfer aufweisen.

In jedem dieser drei Gebiete — in ersteren beiden seit fünf Jahrzehnten, in letzterem erst seit 1891 — arbeitet die rheinische Mission und hat in ihnen eine Reihe von Stationen angelegt, die als Pflanzstätten der christlichen Mission sich zugleich als wichtige Posten für die christliche Kultur erprobt haben. Die politischen Verhältnisse, besonders die seit Jahren bestehenden Rassenkämpfe zwischen den Nama-Hottentotten und den Herero haben sowohl der Mission als der deutschen Schutzherrschaft bis jetzt große Schwierigkeiten bereitet. Daß aber das Land im Norden wie im Süden in einem fortwährenden Kriegszustand sich befand und zu keiner Ruhe kommen konnte, hatte hauptsächlich in dem Auftreten des berüchtigten Namahäuptlings Hendrik Witbooi und dessen Raubzügen seinen Grund. Erst in neuester Zeit ist es der verstärkten deutschen Schutztruppe und einer energischeren Kriegsführung gelungen, den gefürchteten Raubritter zu unterwerfen. Um diesen gefürchteten Mann, der trotz alledem die Macht des Christentums anerkennt, gerecht zu beurteilen, muß man sein Auftreten und Treiben aus der politischen Lage seiner Heimat und den christlichen Eindrücken, die er in früherer Zeit empfangen, aber in schwärmerischer Weise mit nationalen, hochfliegenden Bestrebungen verquickt hat, zu verstehen suchen. Man hat ihn vielfach nur als einen gemeinen Räuberhauptmann und Bandenführer dargestellt und dies aus seinen Streifzügen, die nur dem Rauben und Plündern zu gelten schienen, geschlossen. Aber damit ist sein Auftreten nicht erklärt, denn er war bei seinen Unthaten nicht von gemeiner Habsucht und Raublust geleitet, sondern vielmehr von einer nationalen Idee. Er glaubte sich dazu berufen, der gottgesandte

Befreier seines Volkes zu sein. Die Veranlassung hiezu lag, wie gesagt, in den politischen Verhältnissen seines Vaterlandes. In diesem herrscht schon seit langer Zeit der Rassengegensatz zwischen den schwarzen Herero (im Norden) und den gelben Nama-Hottentotten (im Süden). Früher waren die Nama, obwohl viel geringer an Zahl, die Unterdrücker der Herero gewesen; aber unter ihrem Oberhäuptling Maharero († 1890) haben die Herero in jahrelangen Kriegen gegen die Nama ihre Unabhängigkeit erkämpft. Hauptsächlich dem Einfluß der rheinischen Missionare ist es zu verdanken, daß von 1870—1880 Frieden im Lande herrschte. Aber im Jahre 1880 brach der Kampf aufs neue los und hat bis jetzt nie ganz geruht. Die Schwarzen drohten damals den Gelben zu mächtig zu werden und diese konnten die verlorene Machtstellung nicht verschmerzen. Vergebens bemühten sich die Missionare, einen allgemeinen Frieden zustande zu bringen. Einige der Nama-Häuptlinge, besonders Moses Witbooi, der Häuptling von Gibeon, wollten keine Ruhe halten, sondern unternahmen Raubzüge gegen die Herero. Moses Sohn, Hendrik Witbooi, nahm anfänglich keinen Anteil daran, denn er war ein gewissenhafter Christ. Als solcher war er wegen seiner vortrefflichen Charaktereigenschaften von Eingebornen und Europäern hochgeschätzt. Mit Entschiedenheit trat er den Ungerechtigkeiten seines Vaters entgegen, sodaß dieser ergrimmt schließlich mit seinem Anhang die Station verließ.

Bis dahin hatte sich Hendrik ohne Tadel benommen. Da gewann auf einmal ein anderer Geist in ihm die Oberhand. Er erklärte dem Missionar Rust, er werde ebenfalls mit seinen Anhängern die Station verlassen, mit den Herero Frieden schließen und dann durch ihr Land hindurch nach Norden ziehen. Wie war er auf diese abenteuerliche Idee geraten? Er gab an, Träume und Offenbarungen Gottes gehabt zu haben und teilte dieselben dem Missionar schriftlich und mündlich mit. Dieser suchte ihn in langen Sitzungen zur Vernunft zu bringen, aber vergeblich. Hendrik, wohl von Ehrgeiz verblendet, blieb bei seinen Offenbarungen und erzählte, er habe schon als Hütejunge solche empfangen, meinte auch, ob es denn nur die großen Nationen seien, die berühmte Männer, wie z. B. Napoleon Bonaparte, hervorgebracht haben; warum nicht auch aus dem Namavolke einer erstehen könne. So war und blieb Hendrik überzeugt, daß Gott ihn zu etwas Großem — zum Retter seines Volkes — berufen habe, und daß Er ein Licht vor ihm hersenden werde, ihm den Weg zu weisen. Juni 1884 zog er aus und folgte seinem „leuchtenden Stern". Bald stand er dem Heer des Maharero gegenüber, und da aus dem gehofften Frieden nichts wurde, kam es zum Kampf. Man beschoß

sich gegenseitig zwei Tage lang, dann schloß man Frieden. Aber die Forderung Hendriks, man solle ihm ungehinderten Durchzug durch das Hereroland gestatten und Erlaubnis geben zur Niederlassung im Norden des Landes, ward abgeschlagen, solange er nicht alle südlichen Namahäuptlinge zum Frieden bewogen habe. Hendrik versprach das und zog heimwärts. Bis dahin scheint es ihm mit seinen friedlichen Ansiedelungsplänen ernst gewesen zu sein.

Aber nun regte sich der Hochmut. Er kehrte als „glorreicher Sieger" — wie er prahlte — nach Gibeon zurück und war fester als je davon überzeugt, daß er der Erwählte Gottes sei. Er verstärkte seinen Anhang, versorgte sich mit Munition und bereitete einen neuen Zug nach Norden vor. Vor dem Auszug wollte er noch mit seinen Leuten das hl. Abendmahl feiern. Am 9. Juli 1885 war alles zum Aufbruch bereit. Hendrik versammelte sein Volk (mit Frauen und Kindern etwa 500) in und vor der Kirche, hielt eine Ansprache an sie, betete und sang einen Liedervers mit ihnen. Dann sagten sie dem Missionar Lebewohl und zogen ab. Hendriks Sohn, bisher Schulmeister, zog mit den Auszüglern, um ihnen sonntägliche Gottesdienste und tägliche Andachten zu halten und die Kinder zu lehren. Gibeon ging infolge dessen als Hauptstation ein (1887).

Unterwegs sammelten sich immer mehr Leute um Witbooi, auch allerlei Raubgesindel und herrenloses Volk. Doch wehrte er zunächst allen Ausschreitungen seines Volkes. Friedlich näherte sich Witbooi dem Maharero. Dieser empfing ihn freundlich, fiel aber am andern Morgen verräterisch über ihn her. Anderseits heißt es, Hendrik habe Verrat geplant und daher sei es zum Kampf gekommen. In diesem erlitten die Nama eine große Niederlage (14. Okt. 1885). Hendrik zog nach Gibeon zurück und sann auf Rache. Im April 1886 fiel er in das Hereroland ein, wurde aber wieder besiegt. Jetzt zog er sich nur etwas über die Grenze zurück und befestigte sein Lager in der Nähe von Rehoboth. Von da aus führte er nun Raubzüge gegen die Herero aus, denn seine Bande mußte rauben und stehlen, um zu leben. Sie hielten das auch keineswegs für unrecht, waren sie doch im Krieg mit ihren Erbfeinden, den Herero, sodaß sie sich mit ebenso gutem Gewissen zum Gottesdienst und zu den täglichen Andachten versammelten.

Aber wie verhielt sich die deutsche Verwaltung, unter die das Land inzwischen gestellt worden war, zu diesem Unwesen? Sie vermied es lange, sich in die Angelegenheiten der Nama und Herero zu mischen, obwohl sie eine Schutzherrschaft sein wollte. Ihr Schutz erstreckte sich aber nur auf die Weißen, und nicht einmal diese konnte sie wirksam schützen. Umsomehr glaubte Witbooi an seinen göttlichen

Beruf und setzte vor den Augen der Schutztruppe seine Gewaltthaten fort. Als endlich der Major v. François, der Führer der Schutztruppe, dem Friedensstörer ein Ultimatum sandte, war Witbooi zwar bereit zur Unterwerfung, verzögerte aber wegen der Verhandlungen mit den Unterhäuptlingen die Abgabe seiner Erklärung. Das führte zur Fortsetzung des Krieges. Die deutsche Macht ging nun mit mehr Energie vor und es gelang ihr endlich, Witboois Feste Hornkranz im Damralande zu erstürmen (12. April 1893). Er selbst entkam aber und setzte seine Räubereien fort und dehnte dieselben bis in den Süden aus. Er schloß nun Frieden mit den Herero, beanspruchte aber jetzt die Oberhoheit über alle Namastämme. Verhandlungen mit ihm führten nicht zum Ziele und bei den eigentümlichen Bodenverhältnissen war es äußerst schwierig, ihm und seiner flüchtigen Truppe beizukommen. Erst nach vielem Blutvergießen und einer unermüdlichen Jagd auf den bald hier bald dort auftauchenden Witbooi ist es endlich Major Leutwein gelungen, denselben zur bedingungslosen Uebergabe zu zwingen. Er ist daraufhin begnadigt und bei seinem alten Stammsitz Gibeon angesiedelt worden, nachdem er gelobt hat, mit allen Häuptlingen und Stämmen des deutschen Schutzgebietes in Frieden zu leben und sich von jetzt ab lediglich der Regierung seines Volkes widmen zu wollen. (Hannov. Miss.-Bl. 1894, Nr. 11.) — Hendrik Witboois Stern ist somit untergegangen und wir hoffen, er werde auch nicht mehr auftauchen. An den Folgen der 10jährigen Unruhen und Raubzüge wird aber das Land noch lange zu tragen haben.

1. Trotz dieser Kriegswirren konnte die rheinische Mission in dem davon betroffenen Namaland doch ihre Arbeit ungestört und im Segen fortsetzen. Unter den Nama zeigte sich überall ein williges Gehör für Gottes Wort und von verschiedenen Seiten wurde um einen Missionar gebeten. Doch hatten auch manche Stationen Nöten verschiedenster Art durchzumachen. Wir können hier nur kurz die hauptsächlichsten Vorkommnisse auf den einzelnen Missionsplätzen berühren.

Warmbad, der südlichste derselben, hatte viel durch Dürre und Heuschrecken, durch Krankheit und Krieg zu leiden und ist auch trotz des wiederholten Versuches der Römischen, die sich in dieses Gebiet einzudrängen suchten, bis jetzt von der Nachbarschaft dieser unliebsamen Gäste verschont geblieben, da sich der Häuptling und die Christengemeinde mit Entschiedenheit ihrer Niederlassung widersetzte. — Auch auf der Bastardstation Rietfontein, die weit im Osten am Rande der Kalahari-Wüste, noch zum Teil auf englischem Gebiete, liegt, verwüsteten Heuschreckenschwärme die Felder. Die Lage wurde

noch erschwert durch den Anzug von zahlreichen Treckbauern, die sich mit ihren Viehherden im Stationsgebiet niederließen, das den Bastards zugehörige Weidefeld einengten und alles vollends kahl abweiden ließen. Dieser fortwährende Zuzug der Bauern aus dem Kapland trübt die Aussichten für das gedeihliche Fortbestehen der Gemeinde sehr. Hungerzeiten stellten sich demzufolge ein und massenweis erlag das Vieh dem Hunger und Durst. Auch die Menschen hatten weder satt zu essen noch zu trinken. Die Gemeinde zerstreute sich und der Missionar mußte nachziehen und im Außenfeld Gottesdienst halten. Zu dieser Not gesellte sich noch der Hungertyphus, von dem viele, besonders Heiden, hinweggerafft wurden. Trotz all dieser Drangsale brachte die Gemeinde 920 Mark zu Gemeindezwecken auf. — In Keetmanshoop, dem Kreuzungspunkt der beiden Hauptstraßen, die von Angra Pequena nach der Kalahari-Wüste, und vom Damraland nach der Kapkolonie führen, stieg die Not infolge von Dürre und Heuschreckenplage aufs höchste. Der Hunger stand den Leuten auf dem Gesicht geschrieben. Umsomehr ließ die Not sie aufs Wort merken; die Taufe von 52 Erwachsenen und 34 Kindern war ein Zeugnis hievon. Großen Schrecken verbreitete die Annäherung von Hendrik Witbooi, der gerade diese südlichen Gegenden unsicher machte und eben die deutsche Niederlassung von Kubub ausgeplündert und niedergebrannt hatte. Er verwahrte sich aber dagegen, als führe er im Schilde, eine friedliche Missionsstation zu überfallen, denn „er sei kein Barbar". Von besonderer Wichtigkeit für das ganze Namagebiet ist die in Keetmanshoop bestehende Evangelistenschule. — Gibeon, der Platz Hendrik Witboois, war seit der Niederlage des Häuptlings bei Hornkranz verlassen und bildete nur noch ein Filial der Station Bersaba. Nachdem derselbe unterworfen ist und Gibeon als Sitz erhalten hat, wird sich nun wohl auch der Rest seiner Leute hier wieder ansiedeln. — Bethanien, die älteste Station im Lande, teilte das Los der übrigen Namagemeinden, indem sie ebenfalls viel an äußerer Not litt; doch konnte sie ihre Kirche vollends reparieren und den Restbetrag der Kosten (1200 Mark) aufbringen. Auf ihrem Gebiet lag die schon erwähnte deutsche Ansiedlung Kubub, die Hendrik Witbooi im November 1893 zerstörte und ausraubte, während ihr Besitzer, vom Missionar gewarnt, noch rechtzeitig mit Frau und Kind nach Angra Pequena entrinnen konnte. Die im äußersten Osten befindliche Station Gochas, erst vor fünf Jahren gegründet, blüht sichtlich auf. Ihre Abgeschlossenheit vom Verkehr hat für das Gedeihen der Gemeinde manches Gute im Gefolge; aber anderseits erschwert sie auch das Dasein des dortigen Missionars. — Hoachanas ist seit einigen Jahren verwaist, da sich seine Einwohner wegen

Hendrik Witbooi, der die Station mehrmals plünderte, ins Nama- und Hereroland zerstreut haben. Nachdem nun der Friede wieder hergestellt ist, werden sich wohl auch die Leute wieder sammeln. Der Häuptling Manasse ist mit denselben bereits näher gerückt. — Die Bastardstation Rehoboth hatte in Hendrik Witbooi's befestigtem Lager Hornkranz eine sehr bedrohliche Nachbarschaft; seine Vertreibung aber befreite sie von einem gefürchteten Ueberfall. Dagegen fielen eine Anzahl Rehobother bei einem Ueberfall, den Witbooi auf einen Gütertransport zwischen Rehoboth und Walfischbai ausführte. Unter den Getöteten befand sich der treue Aelteste Hans Benkes mit einem Sohne und zwei Neffen. Ueber die Gemeinde wird vielfach geklagt. — Die kleine Namagemeinde an der Walfischbai, dem Hafen des Damralandes, blieb von den Nöten und Plagen, die die Stationen im Damraland durchzumachen hatten, in letzter Zeit gnädig verschont. Bei dem öden, unfruchtbaren Charakter der dortigen Gegend, die nur aus trostlosen Dünen besteht, sind die Leute auf den Dienst beim Löschen der Schiffsgüter angewiesen. Dieser Verdienst wird aber mit der Zeit zum Teil wegfallen, da Deutschland bestrebt ist, den Verkehr von der Walfischbai nach der Schwachaubmündung zu lenken.

Die Zahl der zu den 9 Namastationen gehörenden Gemeindeglieder betrug Ende 1893 ca. 5500 Seelen.

2. Das Hereroland hatte zwar infolge des Friedensschlusses von Hendrik Witbooi in den letzten Jahren nichts zu leiden, aber die politische Lage war trotzdem keine erquickliche. Den Eingebornen fehlte das Vertrauen zum deutschen Regiment und so waren und blieben die Gemüter beunruhigt. Auch durch Trockenheit, Viehseuche und durch vereinzelte Heuschreckenschwärme wurde das Land schwer heimgesucht. Die Missionsarbeit ist trotz alledem ihren stillen, gesegneten Gang weitergegangen, sodaß das äußere Wachstum der Hereromission ein erfreuliches ist. Die Zahl der in Gemeinden gesammelten Getauften beträgt zirka 3000. Leider ist der sittliche Stand derselben, wie der des ganzen Hererovolkes, im allgemeinen kein sehr günstiger, sodaß die Kirchenzucht, unter die sich die Hererochristen willig beugen, kräftig gehandhabt werden muß.

Zu den bisherigen neun Hauptstationen ist seit 1893 die Damrastation Otjombuima gekommen, etwa eine Tagereise östlich von Franzfontein, im Norden des Landes, wo sich die Bergdamra von allen Seiten her um den Missionar sammeln und willig Gottes Wort hören. Auch auf der andern Bergdamrastation Okombahe nimmt der Zuzug der Bergdamra sehr zu. Nur ist das Verhältnis zwischen ihnen und den Herero kein sehr gutes, da sie sich nicht mehr wie bisher knechten lassen wollen. — Auf der neuen Gehilfenschule

von Okahandja haben die ersten Gehilfen ihr Abgangsexamen bestanden, wodurch verschiedene neue Filialen besetzt werden konnten. Früher befand sich die Gehilfenschule in Otjimbingue.

Im Anschluß an obige kurze Mitteilungen lassen wir noch das zusammenfassende Urteil von Missionsinspektor Dr. Schreiber folgen, der im letzten Jahr die rheinischen Missionsgebiete in Südafrika visitierte und sich folgendermaßen über den Stand der Dinge im Nama- und Hereroland ausspricht:

„Im Namalande muß man einen großen Unterschied machen zwischen der südlichen und nördlichen Hälfte des Landes. Der ganze Norden ist nämlich infolge des unglückseligen Krieges zu einer vollständig menschenleeren Einöde geworden. Von Bersaba an sind wir elf Tage lang gereist, ohne auch nur einen einzigen Eingebornen zu sehen. Die verlassenen schönen Plätze und namentlich die verlassenen Missionsstationen machen einen überaus traurigen und dabei gewaltig ernsten Eindruck auf den Besucher. Unsere Begleiter sagten immer wieder: Dat is Hendrik Witbooi zijn Werk.

„In der südlichen Hälfte des Landes dagegen hat die Arbeit unserer Missionare auf den fünf Stationen bisher noch ungestört in offenbarem Segen fortgesetzt werden können. Hier wohnt ja auch der bei weitem größte Teil des ganzen jetzt noch vorhandenen Volkes, das freilich wohl kaum noch mehr als 7—8000 Seelen zählt. Daß der Rest des Namavolkes auf dem besten Wege ist, vollständig christlich zu werden, daran kann kaum ein Zweifel sein, ja das ganze Land macht schon jetzt durchaus den Eindruck eines christlichen Landes, wie auch der neue Landeshauptmann, der Herr Major Leutwein, mir gegenüber aussprach, daß ihn solches bei seinem Eintritt ins Land aufs höchste in Erstaunen gesetzt habe. Ein deutliches Zeichen des erfreulichen Fortschrittes sind auch die stattlichen Scharen, die sich auf allen Stationen jahraus, jahrein zum Tauf- und Konfirmandenunterricht einstellen. Auch hier habe ich ein dankbares Verständnis gefunden für das, was wir den Leuten gebracht haben und auch das Verständnis habe ich namentlich bei den Aeltesten wecken können, daß es nun an der Zeit sei, daß auch diese Gemeinden das gute Beispiel der kapischen Gemeinden sich zum Vorbilde nehmen und ebenso anfangen, für ihren eigenen Unterhalt zu sorgen.

„Besonders lieb war es mir, wahrzunehmen, welche Fortschritte unsere Missionare in der Kenntnis und Beherrschung der schwierigen Hottentotten-(Nama-)Sprache und ihrer „Klixe“ (Schnalzlaute) gemacht haben. Die meisten von ihnen können jetzt ohne Dolmetscher in derselben predigen. Damit ist unsere Arbeit einen überaus wichtigen Schritt vorangekommen. Auch in den Namagemeinden singen die

Leutchen recht nett und überall gab es einen Gesangchor, der mich bei meiner Ankunft mit schönen altbekannten Liedern begrüßte. In den Schulen sind zum Teil recht tüchtige inländische Lehrer neben unseren Missionaren thätig. Fünf neue angehende Lehrer, freilich noch sehr junge Bürschchen, sollten nach wohl bestandenem Examen eben jetzt in ihre Arbeit eintreten. Die Schulen machen übrigens einen ziemlich ärmlichen Eindruck. Man merkt es auf den ersten Blick, daß hier kein Zuschuß von der Regierung für dieselben gezahlt wird, wie in der Kapkolonie. Wir hoffen aber fest, daß auch unsere deutsche Regierung, vielleicht schon recht bald, das Gleiche thun und uns für unsere Schulen eine Beihilfe zukommen lassen wird.

„Ueber den Stand der Missionsarbeit im Hereroland ein Urteil abzugeben, ist besonders schwierig, wie auch das Volk der Herero ein sehr schwer zu behandelndes ist. Ich will mich darum lieber einfach darauf beschränken, einige bedeutsame Thatsachen anzuführen.

„Es ist eine unleugbare Thatsache, daß trotz des Krieges und der zeitweise großen Mißstimmung der Herero gegen die Deutschen, dennoch unsere Arbeit im Hererolande bedeutende Fortschritte gemacht hat und noch fortwährend macht. Auf allen Stationen, die ich besucht habe, fand ich sehr ansehnliche Scharen im Taufunterricht, an einer Stelle sogar an 80 Personen. Ebenso deutlich kann man sehen, daß das Verlangen nach Gottes Wort im allgemeinen unter dem Volke im Zunehmen begriffen ist. Wenn dasselbe wohl auch noch kaum als ein wirkliches Heilsverlangen aufzufassen ist, so ist es doch auf jeden Fall ein sehr hoffnungsvolles Zeichen. Auch das ist eine sehr erfreuliche Thatsache, daß die Mitarbeit der eingebornen Lehrer und Evangelisten wächst. Unser Augustineum auf der Station Okahandja, in welchem diese Leute ausgebildet werden, ist in gutem Gange und durchaus imstande, auch dem wachsenden Bedürfnis an eingebornen Lehrern zu genügen.

„Aber freilich auch das ist eine unleugbare und sehr betrübende Thatsache, daß es mit der Sittlichkeit eines großen Teiles unserer Herero-Christen nicht gut steht, ja daß auch bei vielen, auf die man volles Vertrauen meinte setzen zu können, böse Dinge vorgekommen sind. Aber einmal gilt es, nicht zu vergessen, daß die letzten vierzehn Kriegsjahre einen sehr üblen Einfluß nach dieser Seite hin ausüben mußten, und dann, aus welch unsagbarem heidnischen Schmutze diese Leute herkommen, und noch fortwährend davon umgeben sind. Unsere beiden allerersten Hereromissionare, die lieben Brüder Hahn und Rath, sagen beide, daß sie damals, als sie das Werk begannen, niemals zu hoffen gewagt hätten, daß es in so kurzer Zeit zu einem so

gewaltigen Umschwung kommen würde. Also gilt es in Geduld und mit getrostem Mute weiter zu arbeiten und bei der Beurteilung der sittlichen Vergehen sich immer wieder zu sagen, daß solch ein Volk erst allmählich auf einen höheren sittlichen Standpunkt gehoben werden kann.

„Von den Bergdamras, dem andern Volke des Hererolandes, gilt in vielen Stücken dasselbe, wie von den Herero. Nur ist bei ihnen das Verlangen nach dem Evangelium entschieden noch bedeutend weiter verbreitet und stärker, und außerdem haben sie zweierlei vor den Herero voraus: sie sind nicht so geizig und haben eine viel größere Neigung zum Ackerbau, also auch dazu, sich irgendwo dauernd fest niederzulassen, zwei Eigenschaften, die uns Hoffnung geben, daß es leichter sein wird, aus ihnen stetige und sich selbst unterhaltende Gemeinden zu bilden." (Rhein. Miss.-Ber. Nr. 10, 1894.)

In die Arbeit im Hereroland will nun auch die katholische Mission eintreten, wozu ihr die deutsche Regierung die Zustimmung nicht hat versagen können. Wie man hört, soll sie sich im Nordosten des Landes niederlassen, sodaß vorderhand die Grenzen zwischen der rheinischen und katholischen Mission weit genug voneinander liegen würden. Nur ist es die Frage, ob sich letztere späterhin auf das nordöstliche Gebiet beschränken und nicht auch Stützpunkte gegen die Küste hin zu gewinnen suchen wird.

3. Das dritte rheinische Missionsgebiet in Südwestafrika ist das Ovamboland, das sich nördlich vom Damraland — nur durch eine dünnbevölkerte öde, Steppenlandschaft davon getrennt — bis an den Kunenefluß hin erstreckt. Es hat einen ganz andern Charakter als das Hereroland. „Dichte Urwälder, von hochstämmigen Palmen überragt, fruchtbare Aecker, wasserreiche Bäche und Flüsse" durchziehen dieses Gebiet, das bereits den Charakter der Tropenlandschaft an sich trägt. Leider hat es mit dem tropischen Afrika auch das Fieber und das ungesunde Klima gemein. Seine Bevölkerung, das Ovambovolk, ist in elf Stämme zerspalten, treibt Ackerbau und wird von despotischen Fürsten regiert. Unter ihm hat sich die rheinische Mission seit 1891 niedergelassen und die beiden Stationen Ondjiva und Omupanda gegründet, die aber jenseits der deutschen Grenze auf portugiesischem Gebiet liegen. Auf jeder derselben steht ein verheirateter Missionar; ein dritter wird inzwischen dort eingetroffen sein. Man hat bis jetzt auf beiden Stationen mit mehr Schwierigkeiten zu kämpfen gehabt, als man anfangs erwartete. Besonders bereitet die Unzucht und Trunksucht der Ovambo viel Not. Dazu kommt die Roheit und Willkür des Oberhäuptlings Uejulu, der mit dem Leben und Eigentum seiner Untergebenen in der nichts-

würdigsten Weise verfährt, ohne daß ihn jemand zur Rechenschaft ziehen könnte, da er unumschränkter Gebieter ist. Den Missionaren gegenüber erweist er sich als launisch und mißtrauisch, der dem Evangelium nichts weniger als zugänglich ist. Weit zugänglicher ist er dagegen bösen Einflüssen. Geradezu feindselig benahm sich der Häuptling Kapa, der aber bei einem Kriegszug ums Leben gekommen ist. Inzwischen wird trotz dieser Hemmnisse auf beiden Stationen regelmäßig Gottes Wort verkündigt und auch — soweit es möglich ist — täglich Schule gehalten und so in mannigfacher Weise der gute Same ausgestreut, der die Verheißung hat, daß er Frucht bringen soll. Die Zuhörerschaft ist zwar eine sehr wechselnde und es wird viel Geduld und Glauben erforderlich sein, um ruhig warten zu können, bis der ausgestreute Same aufgeht und Frucht bringt zur rechten Zeit. (Rhein. Miss.-Ber. 1894. Jahresber. 1893/94.)

Lange vor der rheinischen Mission — schon seit 1870 — ist das Ovambogebiet von der finnischen Mission besetzt. Auch sie hat eine schwere Anfangszeit hinter sich. Fieber und Krankheiten nötigten manche der Arbeiter zur Rückkehr, „der despotische Uebermut der launenhaften, trunksüchtigen Häuptlinge zwang wiederholt zur Aufgabe neu angelegter Stationen; die jugendliche Unerfahrenheit der Missionare und der Mangel einer missionserfahrenen Leitung vermehrte die Schwierigkeiten. Zwei Jahrzehnte war ihre Arbeit auf einen Stamm, die Ovandonga, beschränkt, und selbst da nötigten die ausgebrochenen Thronstreitigkeiten und Bürgerkriege zu mehrfacher Verlegung der Stationen.“ Jetzt hat die finnische Mission 5 Missionare auf 4 Stationen stehen. Die Zahl der Christen beträgt 618, wovon 208 Kommunikanten; die Schulen werden von 425 Schülern besucht. (Allg. Miss.-Ztschr. 1894, S. 455.)

---

## b) Neuestes und Vermischtes.

**Korea.** Der zwischen Japan und China entbrannte Krieg hat für Korea bereits einige recht erfreuliche Früchte gezeitigt. So hat der König von Korea, seit die Japaner die Hauptstadt Söul besetzt haben, sich genötigt gesehen, in einem Erlaß verschiedene Reformen zu publizieren, z. B. allgemeine Religionsfreiheit, Aufhebung der Sklaverei und die Erlaubnis zur Wiederverheiratung der Witwen. Ferner ist das Gesetz, wonach im Fall eines Verbrechens die ganze Familie zur Strafe gezogen wird, aufgehoben worden. (The Bapt. Miss.Mag. Dec. 1894.)

**Mittelamerika.** Die kleine Moskito-Reserve hat nun doch, wie man längst befürchten mußte, ihre politische Selbständigkeit eingebüßt und ist ein Raub der Republik Nicaragua geworden. Daß dies geschehen konnte, ist der Haltung der Vereinigten Staaten zuzuschreiben, die das gewaltthätige und widerrechtliche Vorgehen Nicaraguas zuließen und den guten, aber schwachen Willen Englands lahm legten. Der Oberhäuptling von Moskito hat sich nach Jamaika geflüchtet und unter britischen Schutz gestellt, die hervorragenden Beamten und Stützen der bisherigen rechtmäßigen Staatsgewalt sind von den Spaniern gefangen genommen und des Landes verwiesen worden. Viele Eingeborne haben sich geflüchtet und Nicaragua hat seine Stellung durch Gesetzgebung und Neuordnung der Verhältnisse möglichst zu befestigen gesucht. Von den zwölf Missionsstationen der Brüdergemeine sind bis jetzt nur die beiden Stadtgemeinden Magdala und Bluefields durch die politischen Wirren in Mitleidenschaft gezogen worden; aber es steht zu befürchten, daß durch das Regiment des katholischen Nicaragua dem gesamten Missionswerk künftighin allerlei Widerwärtigkeiten erwachsen werden. Schon der Umstand, daß höhere Zölle eingeführt werden und daß das Spanische statt des Englischen die amtliche Sprache werden soll, sind Vorboten dessen, was noch kommen soll. (Miss.-Bl. der Brüdergem. 1895, Nr. 1.)

**Grönland.** Letzten Sommer ist endlich der schon längst von Dänemark gehegte Plan, eine Missionsstation an der Ostküste Grönlands anzulegen, zur Ausführung gekommen. Kapitän Holm, der schon 1884 die schwer zugängliche, aber noch von heidnischen Eskimo bewohnte Ostküste daraufhin untersuchte, hat die Tessinyak-Bucht, die einen guten Hafen und fischreichen Fluß hat, dazu ausersehen. Da der Platz Dampferverbindung mit Kopenhagen hat, so ist er auch vom Verkehr mit der Außenwelt nicht ganz abgeschnitten. Ein dänischer Geistlicher, Pastor Kyttel, der zwei Jahre an der Westküste gelebt und sich mit dem Studium der Sprache beschäftigt hat, ist als Missionar für den neuen Posten in Aussicht genommen. (Per. Acc. Dec.)

**Südafrika.** Ein holländischer Geistlicher in der südafrikanischen Republik, dem das Wohl der Eingebornen am Herzen liegt und sich deswegen ihrer annimmt, verlor 40 seiner weißen Gemeindeglieder, weil er Schwarzen das hl. Abendmahl gereicht hatte, trotzdem dies in einem besonderen Gottesdienst und in einem Hause der Eingebornen geschehen war. Als man die deswegen austretenden Gemeindeglieder zur Rede stellte, wie sie es wohl im Himmel zu halten gedächten, entgegneten sie, Christus selbst habe gesagt: „In meines

Vaters Hause sind viele Wohnungen." Sie seien der Ueberzeugung, daß auch dort Schwarze und Weiße ebenso von einander geschieden sein würden, wie hier unten auf Erden. (Miss. Herald 1894, 509.)

**Südsee.** Endlich hat sich die spanische Regierung dazu verstanden, der amerikanischen Mission für die Zerstörung ihrer Stationen Ponape in Mikronesien (1887 und 1890) eine Entschädigung von 17500 Dollars (= 70000 Mark) zu zahlen. Die Erlaubnis zur Rückkehr der Missionare dahin ist noch nicht gegeben. (Miss. Herald 1894, 507).

**Madagaskar.** Die kriegerischen Maßregeln, die Frankreich ergreift, um die Insel seiner Oberhoheit zu unterwerfen, lassen sehr für die dortige evangelische Mission der Londoner, Norweger und Anglikaner fürchten. Doch ist die junge Königin trotz der ernsten Lage der Dinge getrost und voll Gottvertrauen. Zu solchem forderte sie auch ihr Volk in einem Gottesdienst öffentlich auf und bat Gott, daß er dasselbe aus der Hand ihrer Feinde erretten möge.

---

**Berichtigung.** Die Höhe der Stationen Manow und Muakerere (S. 46, Z. 5 u. 2 v. u.) beträgt nicht 450 und 550, sondern 4500 und 5500 Fuß. — Statt Handmann (Bücheranzeige Nr. 4, Seite 48) lies Hardeland.

---

# Bücheranzeige.

**Buchner** C. **Acht Monate in Südafrika.** Schilderung der dortigen Mission der Brüdergemeine. Mit einer Kartenskizze. 187 S. Gütersloh, Verlag von C. Bertelsmann. 1894. Mk. 1.60.

Es sind zunächst Reisebriefe, die der Verfasser, Missionsdirektor Buchner, während seiner Visitationsreise in Südafrika nach Haus geschrieben hat; dann aber enthält das Büchlein eine Reihe von lehrreichen Darlegungen über Beobachtungen und Ergebnisse seiner Visitation, sowie die Beantwortung so mancher damit zusammenhängender Fragen. Im Anschluß daran werden noch zwei hübsche Schilderungen — auf dem Tafelberg und eine Ochsenwagenfahrt — gegeben. Eine gute Reisekarte erleichtert dem Leser die Orientierung.

**Kranz** P. **Eine Missionsreise auf dem Yang tze kiang in China.** Mit einer Abbildung und Kartenskizze. 19 S. Berlin 1894. Verl. von A. Haack. Fünfte Flugschrift des Allg. evang. protest. Missionsvereins. 50 Pf.

---

*NB.* **Alle hier besprochenen Schriften können durch die Missionsbuchhandlung bezogen werden.**

ESK 69

**„Halte, was du hast."** Zeitschrift für Pastoraltheologie. Unter Mitwirk. v. Hofpred. D. F. Braun, Konsist.-Rat D. P. Kleinert und Oberkonsist.-Rat D. H. A. Köstlin, herausg. von D. Eug. Sachsse. XVIII. Jahrgang. 1894/95. Preis halbjährlich Mk. 4.— (Reuther und Reichard, Berlin.) Zu beziehen durch Missionsbuchhandlung Basel.

## Im Verlag der Missionsbuchhandlung Basel ist erschienen:

**Gedenkblatt der Basler Mission,** das Missionshaus, die beiden Kinderhäuser, mehrere hervorragende Persönlichkeiten und 25 Scenen aus den vier Missionsgebieten darstellend, schön in Farben ausgeführt. 2. verb. Ausg. 50 Pf. | Lakiert 5 Pfg. mehr.

**Vier Jahre gefangen in Asante.** Mit 11 Bildern. 80 S. 35 Cts. = 30 Pf.
„Die Geschichte von der Gefangenschaft und Befreiung der Missionare Ramseyer und Kühne gehört mit zu den ergreifendsten Ereignissen in der Missionsgeschichte." (Missionsfreund)

**Layer,** Pfr. **Lebensbild** und **Zeugnisse** der Wahrheit. kart. Fr. 1 | Lwd. Fr. 1.25.
Ein liebliches Bild wird uns hier von dem Leben eines treuen Zeugen Jesu Christi, eines unermüdlichen Arbeiters am Werk der Mission vorgeführt. Es ist tief beweglich, zu sehen, wie die Missionsliebe des Vaters, eines einfachen, aufrichtig frommen Schuhmachers, das beste Erbe des Sohnes geworden ist 2c.
(Christl. Bücherschatz 1892.)

**Bohner,** Miss. **Im Lande des Fetischs.** Ein Lebensbild als Spiegel afrik. Volkslebens. Mit 24 Bildern. 288 S. broch. Mk. 2. | geb. Mk. 3.
Eine vortreffliche Schilderung des heidnischen Volkslebens. Die Darstellung ist interessant und packend. 24 hübsche Bilder schmücken das Buch und veranschaulichen die Erzählung. (Berliner Missionsfreund.)

**Jager Afrikaner,** der bekehrte Räuberhauptmann. 6. Aufl. Mit 7 Bildern. 32 S. 10 Pf.

**Priscilla,** die Sklavin. Von Miss. Matthissen. 2. Aufl. Mit 5 Bildern. 10 Cts. = 10 Pf.

**Das Evangelium unter den Bauern der Tschongkokberge.** 2. Aufl. 20 Cts. = 15 Pf.
Die durch acht charakteristische Holzschnitte geschmückte Schrift giebt eine, Missionsfreunden gewiß sehr willkommene Darstellung der gedeihlichen Entwicklung chinesischer Christengemeinschaften. (Christl. Volksbote.)

**Kinzler** A. **Das Schriftzeugnis von Jesus, dem Sohne Gottes.** 60 S. 50 Cts. = 40 Pf.
„Der exegetisch und dogmatisch wohlgeschulte Verfasser verteidigt die Gottheit Christi markig und durchschlagend aus der heil. Schrift gegen den Rationalismus der neueren Theologie mit ihrer Vergottung des Menschen Jesus..... Es ist ein herzerquickendes, mutiges Zeugnis für unsern alten Glauben, das in jedem gläubigen Christenherzen lebhaften Wiederhall finden wird." (Christl. Bücherschatz 1893.)

**Kolorierte Missionsweltkarte 1891** mit Beilage: „Ruf an das Christenvolk." 20 Pf.
„Es kann nicht oft genug auf diese vorzügliche Missionsweltkarte und das sie erklärende Schriftchen hingewiesen und zur Verbreitung desselben aufgefordert werden." (Berliner Missionsfreund.)

Neues **Missionsbilderbuch** in Farbendruck. Heft I—IV à 75 Pf. | geb. in 1 Bd. Mk. 3.50.

**Bohner,** Miss. **Kommt herüber** nach Kamerun und helft uns. Mit 7 Bildern. 10 Pf.

**Joseph Nisima,** Gottes Führung im Leben eines Japaners. 20 Cts. = 15 Pf.
„Das Büchlein bietet eine lehrreiche, anregende und interessante Lektüre dar." (Berliner Missionsfreund.)

**Limbach** S. **Bilder** aus dem **südindischen Volksleben.** 48 S. 15 Pfg. = 20 Cts.
„Führt in vortrefflicher Weise in die Kenntnis des indischen Volkslebens ein und ist in anschaulicher interessanter Darstellung geschrieben." (Berliner Missionsfreund.)

**Der Sieg des Evangeliums auf der Südseeinsel Aniwa.** J. Patons II. Teil. 20 Cts.
„Das Büchlein ist ein ergreifendes Zeugnis von der Gotteskraft des Evangeliums, wie dasselbe eine umwandelnde Macht auf Menschenfresser ausübt. Es erzählt die segensreiche Wirksamkeit des Miss. Paton."
(Berliner Missionsfreund.)

**Karl Buck.** Ein afrik. Missionsleben. Von Miss. Huppenbauer. Mit 13 Bildern. 25 Ct.
„Jeder Leser muß mit Bewunderung auf solch ein afrikanisches Missionsleben schauen und wird durch dasselbe eine heilsame Anregung für das eigene Glaubensleben erhalten. Auch führt das Büchlein in lebendiger fesselnder Darstellung in die Kenntnis der Mission an der Goldküste." (Berliner Missionsfreund.)

## Neu erschienen:

**Missionsbilder** kolor. mit Versen für Kinder. Nr. 5 Grönland. Nr. 6 Kamerun. à 5 Pf. (100 Ex. Mk. 4.)
Gegenüber den bisher erschienenen Heftchen, wovon Nr. 1 und 2 vergriffen, ist eine bedeutende Verbesserung in den Bildern und in den Versen wahrzunehmen, sodaß sie bestens empfohlen werden können.

# Chinesischer und Indischer Thee

## zum Besten der Basler Mission.

| | | Preise für Deutschland. | | | Preise für die Schweiz. | | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|
| | | 1 ℔ | ½ ℔ | 120 Gr. | 1 ℔ | ½ ℔ | 120 Gr. |
| **Braunschild, Congo** | III | Mk. 3.20 | Mk. 1 60 | Mk. —.80 | Fr. 3.— | Fr. 1.50 | Fr. —.75 |
| **Schwarzschild,** „ | II | „ 4.— | „ 2.— | „ 1.— | „ 4.— | „ 2.— | „ 1.— |
| **Grünschild,** „ | I | „ 4.60 | „ 2.30 | „ 1.15 | „ 5.— | „ 2.50 | „ 1.25 |
| **Rotschild, Pecco** | | „ 5.20 | „ 2.60 | „ 1.30 | „ 6.— | „ 3.— | „ —.— |
| **Blauschild, ind. Nilagiri** | | „ —.— | „ 3.— | „ 1.50 | „ —.— | „ 3.— | „ —.— |

**Orange Pecco** in Original-Blechbüchsen à 1 ℔ Engl. Mk. 4.60 = Fr. 5.

Zur Vermeidung des doppelten Zolles ist der Thee in **Deutschland** zu beziehen: von Herrn **Karl Bunz,** Alexanderstraße 69 in Stuttgart.

#42734001

# Inhalt.


| | Seite |
|---|---|
| **Einiges aus dem Kapitel von der Missionsfürbitte.** Von Paul Eppler, Pfr. | 49 |
| **Korea** (Schluß) | 59 |
| **Zweiundvierzig Jahre unter den Indianern und Eskimo** (Fortsetzung) | 73 |
| **Erläuterung zu dem Bild** | 82 |
| **Missionszeitung:** a) **Rundschau:** Deutsch-Südwestafrika | 84 |
| b) **Neuestes und Vermischtes** | 94 |
| **Bücheranzeige** | 96 |



## Im Verlag der Missionsbuchhandlung Basel sind neu erschienen:

**Joseph Josenhans.** Ein Lebensbild von J. Hesse. 325 S. Mit Bildnis. geb. Mk. 2.

Eine Biographie von Josenhans, dieses so bedeutenden Missionsmannes und langjährigen Leiters der Baslermission, der ihr so mächtig den Stempel seines Geistes aufgedrückt hat, war schon lange von vielen gewünscht worden; nun ist sie endlich da, und der Mann wird dadurch vor uns lebendig in seiner geistesmächtigen Art, in seiner Kraft und Energie, in seinem oft fast königlichen Auftreten, in seiner Fähigkeit, die Menschen und Verhältnisse zu durchschauen in seiner Glaubensweite und oft kindlichen Herzlichkeit.
(Christlicher Volksfreund.)

**Rohr,** Pfr. **Echo vom Sinai.** Betrachtungen über die 10 Gebote. Aus dem Leben und für das Leben. Fr. 1. | geb. Fr. 2.

**Bilder aus Bengalen.** Erinnerungen eines alten indischen Missionars. 10 Cts. = 10 Pf.

**Römer. Kamerun.** Land, Leute und Mission. 7. ergänzte und vermehrte Aufl. 52 S. Mit neuer Karte und 12 Bildern. 25 Cts. = 20 Pf.

**Zaremba,** Dr. Felician. Ein russischer Edelmann als Missionar. 66 S. 30 Cts. = 25 Pf.

„Eine ergreifende Lebensbeschreibung, Gottes wunderbare Gnadenführung an dem russischen Grafen Zaremba, der alle Herrlichkeit dieser Welt drangab und Missionar in Basel wurde. Die Erzählung ist vortrefflich und das Büchlein sehr zu empfehlen." (Berliner Missionsfreund.)

**Der Götze Odente.** Ein Bild aus dem westafrikanischen Heidentum. 10 Cts. = 10 Pf.

**Ev. Missionskalender 1895.** Mit schönem Farbendruckbild „Der barmherzige Samariter" und 7 Holzschnitten. (Auf 5 Exemplare 1 Freiexemplar.) 25 Cts. = 20 Pf

**Aganda.** Das Evangelium an den Ufern des Viktoria Njansa. 64 S. 25 Cts. = 20 Pf.

**Zwölf Bilder aus der Missionswelt** mit Erklärungen. Heft V u. VI à 10 Cts. = 10 Pf.

Heft I—IV in **zweiter,** teilweise **veränderter** Auflage mit mehreren neuen Bildern.

„Sehr geeignet, durch Bild und Wort das Interesse für die Mission bei der Jugend zu wecken. Jedes der Hefte enthält 12 Bilder und dazu noch eines auf dem Umschlag. Es wird also sehr viel für geringen Preis geliefert." (Berliner Missionsfreund.)

**In Trübsal bewährt.** Aus dem Leben eines chinesischen Christen. Zugleich ein Bild aus der chinesischen Gerichtspflege. Mit 9 Bildern. 10 Cts. = 10 Pf.

„Läßt uns einen ergreifenden Blick thun in den Sumpf chinesischer Gerichtspflege voll schreiender Ungerechtigkeit und geldsaugerischer jahrelanger Verschleppung." (Allgem. Schweizer Zeitung.)

**Eckhardt,** Dr. **Land, Leute und ärztliche Mission auf der Goldküste.** Mit 10 Bildern. 32 Seiten. 10 Cts. = 10 Pf.

„Diese vortreffliche, anziehend geschriebene und lehrreiche Schrift ist recht geeignet, Interesse zu wecken für die ärztliche Mission. Die Schilderung von Land und Leuten wird durch die beigegebenen Bilder besonders anschaulich und interessant." (Berliner Missionsfreund.)

**Der Heiden Not, der Christen Pflicht.** 10 Cts. = 10 Pf.

„In ergreifender Weise stellt die Verfasserin vor Augen, was sie selbst von dem Elend der Heiden in Indien und China gesehen hat. Die Schrift ist recht geeignet, die Christen für das Werk der Mission zu erwärmen." (Berliner Missionsfreund.)

**Ins Innere von Kamerun.** Missionsreise von Autenrieth. 32 S. Mit 7 Bildern. 10 Cts.

„Dieses mit 6 neuen Bildern nach an Ort und Stelle aufgenommenen Photographien geschmückte Schriftchen giebt uns ein überaus anschauliches Bild von Land und Leuten." (Christl. Volksbote.)

**Gowinda,** der Elefantenführer. Ein Lebensbild aus Malabar. Von Dr. H. Gundert. Mit 10 Bildern. 40 S. 25 Cts. = 20 Pf.

„Dies Lebensbild zeigt uns in ergreifender, vortrefflicher Darstellung etwas von der Kraft und segensreichen Wirkung der Basler Mission in Malabar. Jeder Leser dieser Schrift wird einen Segen davon haben."
(Berliner Missionsfreund.)

## Neu erschienen und bei uns vorrätig sind:

**Christ,** Dr. H. **Am Wasser Mara.** Worte eines Laien an Missionsfreunde über den offenen Brief von Th. v. Lerber 30 Cts.

**Ryle** J. C. **Werden wir im Himmel einander kennen?** und andere Aufsätze. 75 Pf.

Der dritte Jahrgang der **Württ. Perikopen.** Textentwicklung und Predigtentwürfe. Von Dekan Hole, Hofprediger Dr. Braun und Pfr. Feldweg. 8 Liefg. à Mk. 1.

**Ziegler,** Direktor. **Grüne Blätter für meine Söhne.** Zweiter Band. geb. Mk. 3.20.

**Hettki,** Prof. **Ideal und Leben.** geb. Fr. 5.50.

**Kirchengeschichte,** Württembergische. geb. Halbfrzbd. Mk. 12.

**Schneller** L. Apostelfahrten. broch. Mk. 4.80. | geb. Mk. 6.

**Zu bedeutend herabgesetztem Preis:**

**Doré** G. **Prachtbibel,** A. Test. bis 1. Chronika. (Statt Mk. 24) Mk. 4.

Adresse aus Deutschland: **Missionsbuchhandlung, Leopoldshöhe,** Baden.



L. Reinhardt, Buchdruckerei, Basel.